



4 | 2015
44. Jahrgang

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg

LANDESDENKMALPFLEGE



In diesem Jahr feiert die Stadt Ulm das 125-jährige Jubiläum der Münstervollendung.
Foto: RPS-LAD, Iris Geiger-Messner.

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT
DER LANDESDENKMALPFLEGE

4/2015 44. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a.N. gefördert vom Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Abteilungspräsident Prof. Dr. Claus Wolf
Schriftleitung: Dr. Irene Plein
Stellvertretende Schriftleitung: Grit Koltermann
Redaktionsausschuss:
Dr. Dieter Büchner, Dr. Dörthe Jakobs, Dr. Bertram Jenisch, Daniel Keller, Dr. Clemens Kieser, Dr. Claudia Mohn, Dr. Karsten Preßler, Dr. Anne-Christin Schöne, Dr. Elisabeth Stephan
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat: André Wais / Tina Steinhilber
Gestaltung und Herstellung: Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft, Nicolaus-Otto-Straße 14, 89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 26 700



Das für diese Zeitschrift verwendete FSC-zertifizierte Papier *LumiSilk* liefert Papier-Union, Ehingen.

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Inhalt

- 189 Editorial
- 190 Das Ulmer Münster als Gegenstand der Denkmalpflege
Die Bürgerschaft feiert 125-jähriges Jubiläum der Münstervollendung
Michael Goer/Günter Kolb/Otto Wölbert
- 197 Mehr als nur Eisen
Die Epitaphien der Hüttenmeister und Äbte des Klosters Königsbronn
Rolf-Dieter Blumer/Shimon Mahnke/Markus Numberger
- 203 Papiertapetenfund in Kirchberg an der Jagst
Auf der Suche nach dem „Grünen Salon“ in der ehemaligen hohenloheschen Residenz
Lena Stephanie Becker/Yvonne Wiegand
- 209 Kunst und Kaserne
Die Großdeutschlandkaserne in Heidelberg
Melanie Mertens
- 215 Hochwasserrisikomanagement und Denkmalpflege
Die ersten zurückgelegten Schritte verbessern den Umgang mit Hochwasser
Nora Ruland/Michael Hascher
- 220 Der Einsatz von Rückepferden
Denkmalschonende Bewirtschaftung in Waldgebieten an der keltischen Viereckschanze bei Oberesslingen
Inga Kretschmer/Ingo Hanak
- 226 Der „Kirchhof“ in Lauffen am Neckar
Befestigungsanlage in einem zentralen Ort des frühen und hohen Mittelalters
Alois Schneider
- 232 Ein Grenzgang mit Folgen
Die Restaurierung aller Grenzsteine entlang der Gemarkungsgrenze Eppingen–Kleingartach
Gotthilf Sachsenheimer
- 236 Innovatives DBU-Projekt an den Felsenkapellen von St. Salvator in Schwäbisch Gmünd
Entwicklung eines Steinfestigers für feuchte Untergründe
Michael Auras
- 242 Auf Zeitreise durchs Land
Denkmalreise des Staatssekretärs 2015
Julia Born/Susanne Glaser/Martina Schäfer
- 247 „Handwerk, Technik, Industrie“
Veranstaltungen zum Tag des offenen Denkmals 2015
Grit Koltermann/Irene Plein
- 252 Farbspiele in der Flussaue
Das Gewerbliche Bildungszentrum in Bruchsal von Günter Behnisch
Melanie Mertens
- 256 Denkmalporträt
Wenn die Glocke soll auferstehen, muss die Form in Stücke gehen ...
Die bisher älteste Glockengussgrube Baden-Württembergs in der Rottenburger Sülchenkirche
Beate Schmid
- 258 Ortstermin
Spätmittelalterliche Befestigungsanlage
Die Letzte der Herrschaft Trauchburg
Martin Strotz
- 260 Mitteilungen
- 265 Neuerscheinungen
- 266 Personalien

Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02
BIC SOLADEST600.
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich. Des Weiteren liegt die Beilage der Förderstiftung Archäologie in Baden-Württemberg bei.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser, die Ulmer Bürgerschaft feiert in diesem Jahr mit vielen Veranstaltungen und Aktivitäten das 125-jährige Jubiläum der Münstervollendung. Bei einem für die gesamte Landesdenkmalpflege derart wichtigen Bauwerk kamen natürlich auch wir nicht umhin, dem Münster seine gebührende Referenz zu erweisen und es in diesem Heft unseres Nachrichtenblattes eingehend zu würdigen.

Schließlich ist die Fertigstellung des Münsters untrennbar mit den Anfängen der staatlichen Denkmalpflege in Baden-Württemberg verbunden, da der erste württembergische „Landeskonservator der vaterländischen Kunst- und Altertumsdenkmale“, der Ulmer Historiker und Politiker Konrad Dietrich Haßler, als „Reisender für das größte Haus Deutschlands“ maßgeblich dazu beigetragen hat. Die Neugründung der Münsterbauhütte 1844 und die Fertigstellung des höchsten Kirchturms der Welt auf Grundlage der mittelalterlichen Baupläne im Jahre 1890 gehen wesentlich auf sein Betreiben zurück. In unzähligen Schriften und Vorträgen vermittelte er den Wert der mittelalterlichen Baukunst und gewann Unterstützer und Spender. Dies war auch dringend nötig, denn das Münster blieb nicht nur bis weit in das 19. Jahrhundert hinein unvollendet, es nahm damals auch keinen besonderen Stellenwert ein: So bezeichnete zum Beispiel Eduard Mörike den unvollendeten Westturm als „schauerlichen Block“.

Die Vollendung des Turms steht in Konkurrenz zu den zeitgleichen Baumaßnahmen des Kölner Doms, der als erste große Leistung der modernen Denkmalpflege gilt. Die Motive waren sicherlich vergleichbar. Friedrich Schlegel hatte 1806 ein flammendes Plädoyer verfasst: „Die gotische . . . , die deutsche Baukunst, weil sie ja allen deutschen Völkern gemein war . . . verdient es wenigstens gewiß, dass man ihre noch unerforschten Tiefen zu ergründen strebe“. In Ulm verstand man das Münster vielleicht weniger als Symbol für den Nationalstaat, eher als Zeichen der ehemaligen, stolzen Reichsstadt, die mediatisiert und Württemberg zugeschlagen worden war. Trotzdem wurde durch die Baumaßnahmen am Ulmer Münsterturm das Bewusstsein für den Wert mittelalterlicher Gebäude und die Notwendigkeit ihres Erhalts auch in Württemberg gefördert. Seitdem ist das Ulmer Münster im Fokus des denkmalpflegerischen Handelns verblieben. Das Land beteiligt sich aktuell nicht nur mit finanziellen Mitteln, sondern vor allem auch mit dem fachlichen Sachverstand der Landesdenkmalpflege. Das Landesamt für Denkmalpflege nimmt in diesem Prozess verschiedene Aufgaben wahr: Es koordiniert die unterschiedlichen Fachbereiche, setzt Stan-



dards und Qualitätsmaßstäbe und überwacht deren Einhaltung. Dabei sind die konservatorischen Aufgaben am Münster so komplex, dass unterschiedlichste Fachbereiche gefordert sind. Neben verschiedenen Bereichen der Restaurierung wie Stein, Glas, Metall, Ausstattung und Wandmalerei kommen die Disziplinen der Bauforschung, der Statik, der Geologie, der Kunstgeschichte und verschiedene naturwissenschaftliche Bereiche hinzu. Als jüngst abgeschlossener Bauabschnitt sei der Chor mit den mittelalterlichen Prophetenfiguren und der umfangreichen Glasmalerei aus verschiedensten Jahrhunderten erwähnt. Zu diesem Themenkomplex hat die Landesdenkmalpflege mehrere Fachgespräche initiiert, die im Rahmen eines interdisziplinären Projekts in einem Arbeitsheft der Denkmalpflege 2016 publiziert werden.

Ein weiteres wichtiges Thema der letzten Jahre ist das wiederaufgefundene Ulmer Münsterarchiv mit umfangreichen Plan-, Bild- und Schriftquellen, die seit der Neugründung der Dombauhütte 1844 entstanden sind und sowohl die Bauvollendung im 19. Jahrhundert dokumentieren als auch die Arbeiten der späteren Münsterrestaurierungen; die Sammlung nimmt damit eine Schlüsselstellung für den Umgang des 19./20. Jahrhunderts mit mittelalterlichen Großbauten ein. Dieser Bestand war bis 2007 völlig unerschlossen und wurde dann in einem Pilotprojekt der Landesdenkmalpflege wieder zusammengeführt, was dankenswerterweise größtenteils durch den Münsterbauverein finanziert wurde. Die vollständige Erschließung dieser bedeutenden Sammlung wird noch lange Zeit in Anspruch nehmen und kann nur in einer gemeinsamen Anstrengung von Münsterbauhütte und Landesdenkmalpflege bewältigt werden.

Ich gratuliere dem Ulmer Münster nochmals ganz herzlich zu seinem Vollendungsjubiläum und wünsche ihm, dass es auch in Zukunft eine Vorreiterrolle für die Landesdenkmalpflege spielen möge.

Prof. Dr. Claus Wolf
Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege



Das Ulmer Münster als Gegenstand der Denkmalpflege

Die Bürgerschaft feiert 125-jähriges Jubiläum der Münstervollendung

Das Ulmer Münster, als Pfarrkirche der ehemaligen freien Reichsstadt mit dem baulichen Anspruch einer gotischen Kathedrale alleine durch die Ulmer Bürgerschaft errichtet, zählt zu den bedeutendsten Kulturdenkmälern des Landes Baden-Württemberg und besitzt darüber hinaus europäischen Rang. Wie die meisten der gotischen Großkirchen, zum Beispiel die Dome in Köln, Regensburg und Prag, blieb das Münster jedoch im Mittelalter nach 166 Jahren Bauzeit unvollendet und wurde erst im Jahre 1890 mit dem Hauptturm, dem mit 161,5 m höchsten Kirchturm der Christenheit, fertiggestellt. Seit Anbeginn der staatlichen Denkmalpflege im damaligen Königreich Württemberg ist und bleibt das Ulmer Münster Gegenstand der Denkmalpflege.

Michael Goer/Günter Kolb/Otto Wölbart

Baubeginn im 14. Jahrhundert

Um Platz zu schaffen für die Verlegung der Pfarrkirche samt Friedhof ins Zentrum der Stadt, musste 1377 in Ulm ein dicht bebautes Stadtviertel niedergelegt werden. Gleichzeitig brach man die alte Pfarrkirche vor der Stadtmauer ab, die als Baumaterial am neuen Münster wiederverwendet wurde, erkenntlich an den Kalksteinquadern im Ziegelverband des Mauerwerks und an den übernom-

menen Seitenportalen, unter anderem mit der Jahreszahl 1356.

In den ersten beiden Jahrzehnten unter den Baumeistern aus der Familie der Parler und deren Nachfolger seit 1392, Ulrich von Ensingen, der den mächtigen Westturm projektiert hat, war der Bau in seinen gigantischen Maßen bereits festgelegt und in großen Teilen auch nutzbar. Diese gewaltige Bauleistung ließ sich nur mit einem genormten Baumaterial, nämlich Backstein, realisieren, da



1 Die Westfassade des Ulmer Münsters vor Beginn der Restaurierungsarbeiten 1854.

2 Das Münster während der Baumaßnahmen am Hauptturm 1889.



im Ulmer Raum für gotischen Zierrat kaum entsprechende Werksteinvorkommen zu finden sind und die steinmetzmäßige Bearbeitung zu viel Zeit in Anspruch genommen hätte. Nur für die wenigen, klug akzentuierend eingesetzten Schmuckformen wie Gesimse, Maßwerke und figürlichen Schmuck kam deshalb der kostbare Werkstein, zunächst ein Süßwasser-Kalkstein aus dem Ulmer Raum (Chor und Seitenschiffe), später vorwiegend honigfarbener Eisensandstein aus dem Braunen Jura von jenseits der Schwäbischen Alb, so genannter Donzdorfer Sandstein (Obergraden), zum Einsatz. Die mittelalterlichen Teile des Hauptturmes bis zur Galerie in 70 m Höhe sind dann in ihrem reichen, cathedragotischen Zierrat vollständig mit dem teuer zu beschaffenden Werkstein, vorwiegend Eisensandstein, verkleidet.

Bauliche Vollendung im 19. Jahrhundert

Der gesellschaftliche Umbruch im Zuge der Reformation verhinderte auch in Ulm die Fertigstellung des Münsters Unserer Lieben Frau. Der Bildersturm vom 21. Juni 1531 bedeutete die Zerstörung von etwa 60 Altären und zahlreicher Figuren, am 29. Januar 1543 folgte die endgültige Baueinstellung und Auflösung der Bauhütte.

Im 19. Jahrhundert erwachte die nationale Begeisterung für das deutsche Mittelalter, die der baulichen Vollendung der gotischen Dome, an erster Stelle des Kölner Domes, den Weg bereitete. Als 1844 die Ulmer Münsterbauhütte unter Ferdinand Thrän (1811–1870) wiedergegründet wurde, galt es zunächst, das durch mangelnden Bauunterhalt höchst gefährdete Bauwerk zum Beispiel durch den Bau der Strebebögen zu sichern (Abb. 1). Un-

ter seinem Nachfolger Ludwig Scheu (1871–1880) wurden die beiden Chortürme mit achteckigen Hallen und durchbrochenen Maßwerkhelmen in Anlehnung an den Freiburger Münsterturm mangels überlieferter mittelalterlicher Planrisse freigestaltet (Abb. 2). Der Ausbau des Hauptturmes durch Münsterbaumeister August von Beyer 1881 bis 1890 erfolgte dann nach dem berühmten Planrisse aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, der traditionell Matthäus Böblinger, jüngst Matthäus Ensinger zugeschrieben wird (Abb. 3).

Tatkräftige und erfolgreiche Unterstützung für die Vollendung des Ulmer Münsters war Konrad Dietrich Haßler (1803–1873) zuzuschreiben (Abb. 4). Ohne seinen unermüdlichen und leidenschaftlichen Einsatz wäre es sicherlich nicht zur Ausführung des höchsten Kirchturms der Welt gekommen.

Haßler studierte in Tübingen, Leipzig und Paris evangelische Theologie, Philosophie und Orientalistik. Nach seiner Promotion im Jahre 1824 an der Universität Tübingen war er von 1826 bis 1865 auf einer Professorenstelle am Gymnasium in Ulm als Lehrer tätig. Von Anbeginn im Vereinsleben der Stadt engagiert, trat er noch im Gründungsjahr 1841 dem „Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben“ bei. Dieser Verein war zunächst als Kunstverein gedacht, dessen erster Zweck die „Auffindung und Erhaltung der Kunstdenkmäler des Mittelalters in Ulm und seiner größeren oberschwäbischen Umgebung“ sein sollte.“ Doch bereits ein Jahr nach seiner Gründung beschloss der Verein offiziell, „daß des Vereins nächste und wichtigste Aufgabe seyn solle, die größte Sorge der Restauration des Münsters zu Ulm zuzuwenden und diejenigen Schritte zu thun, welche auf die schnellste und beste Weise dieses er-



3 Böblinger-Riss nach der Restaurierung 2010, Tinte auf Pergament.



4 Konrad Dietrich Haßler, Prokurator Karl Schall und Oberbürgermeister Karl Heim (v.l.n.r.). Linke Einzelscheibe des Kaiser-Fensters im Ulmer Münster um 1900.



5 Die südliche Chorturm-spitze nach der Restaurierung 2010: Streben und Krabben aus Schläitdörfer, Maßwerke aus Savonnières-Kalkstein.



6 Detail aus dem Brüstungsmaßwerk am südlichen Chorturm, fortgeschrittene Schalenbildung, 2008.

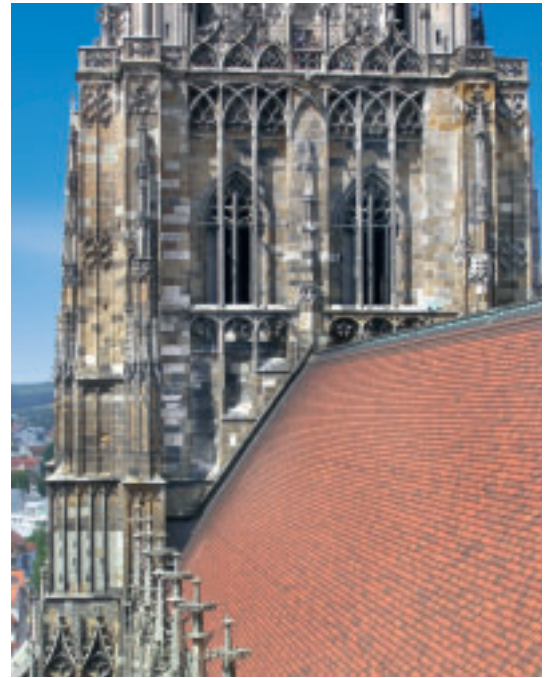
7 Die Ostfassade des Hauptturms 2009. Die Vielzahl der verwendeten Steinmaterialien ist deutlich zu erkennen.

8 Blick in die Münsterbauhütte 2015, ausgestattet mit einer modernen Absauganlage.

habene Ziel erreichen lassen.“ (Beide Zitate aus dem Nachlass des württembergischen Altertumsvereins 1843 bis 1847, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Cod. Hist. 2° 716, nach Frauke Michler).

Konrad Dietrich Haßler, der von 1845 bis 1848 liberaler Abgeordneter des württembergischen Landtags war, wurde 1850 Vorsitzender des „Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben“ und nahm diese Funktion bis 1868 wahr. Mit Vorträgen in ganz Deutschland warb er fortan um Spenden für die Münsterinstandsetzung und verfolgte die Fertigstellung des Ulmer Münsters als Nationaldenkmal – analog und auch in Konkurrenz zum Kölner Dom. 1858 wurde Haßler zum ersten württembergischen „Conservator der vaterländischen Kunst- und Alterthumsdenkmale“ ernannt. In den 15 Jahren seines Wirkens als erster Konservator Württembergs schuf er fachlich und organisatorisch wichtige Voraussetzungen, die für seine Nachfolger zur Grundlage werden konnten auf dem Weg zur heutigen Landesdenkmalpflege. Die Vollendung des Ulmer Münsters konnte er leider nicht mehr erleben.

Für die Baumaßnahmen am Ulmer Münster, insbesondere für die Chorseitentürme und den Hauptturm, kam der Auswahl der Natursteine eine herausragende Rolle zu. Als Baumaterial verwendete man im 19. Jahrhundert für die statisch beanspruchten Teile vorzugsweise Stubensandstein der Keuperformation aus Brüchen des Schönbuschs nördlich von Tübingen, so genannten Schlaitdorfer Sandstein, sowie für die Zierteile an den Chortürmen Savonnières-Kalkstein aus Lothringen, der nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 als Reparationsleistung an das Münster geliefert wurde (Abb. 5).



Dauerhafte Baupflege

Wie alle großen mittelalterlichen Dome bedarf auch das Ulmer Münster einer andauernden gewissenhaften Baupflege durch die Steinmetze der Münsterbauhütte, die mit ihrem handwerklichen Können und Fachwissen in der Tradition der mittelalterlichen Bauhütten stehen. Mit der Vollendung 1890 war also die Tätigkeit der Ulmer Münsterbauhütte keineswegs abgeschlossen. Neben der natürlichen Verwitterung durch Wind und Wetter setzten vor allem die Rauchgase im Zuge der Industrialisierung den Natursteinoberflächen zu und beschleunigten den Verfall des Bauwerkes erheblich (Abb. 6).

Da für die Steinmetze bei der Bearbeitung von silikathaltigem Sandstein die Gefahr einer Staublung besteht, wurde seit Beginn des 20. Jahrhunderts vorzugsweise auf Krenzheimer Muschelkalkstein als Ersatzmaterial für den Steinaustausch zurückgegriffen. Dieser galt als besonders witten-



rungsbeständig, führte jedoch im Baugefüge wegen seiner unterschiedlichen physikalischen Eigenschaften und Dichte unter anderem zu Schäden an den benachbarten, historischen Sandsteinen geringerer Härte und höherer Feuchtigkeitsaufnahme. Auch weicht er farblich stark vom warmen Braunton des mittelalterlichen Eisen-sandsteins ab, sodass besonders am Hauptturm durch die notwendigen Reparaturen ein bunt-scheckiges Erscheinungsbild entstand (Abb. 7). Es war also ein Bedürfnis, für den Steinaustausch durch die Münsterbauhütte wieder auf die historischen Steinsorten des Mittelalters wie des 19. Jahrhunderts zurückzugreifen. Um dafür die notwendigen Voraussetzungen zu schaffen, wurde die Ulmer Münsterbauhütte Mitte der 1990er Jahre erheblich vergrößert und mit einer modernen Druckluft- sowie einer Absauganlage zur rationelleren Steinbearbeitung ausgestattet (Abb. 8). In einem zweiten Bauabschnitt konnte 2000 bis 2001 auch der Neubau für das Münsterbauamt mit seinem hoch bedeutenden Archiv zu den Baumaßnahmen des 19. Jahrhunderts, einer Schreinerwerkstatt und einem Reißboden erstellt werden.

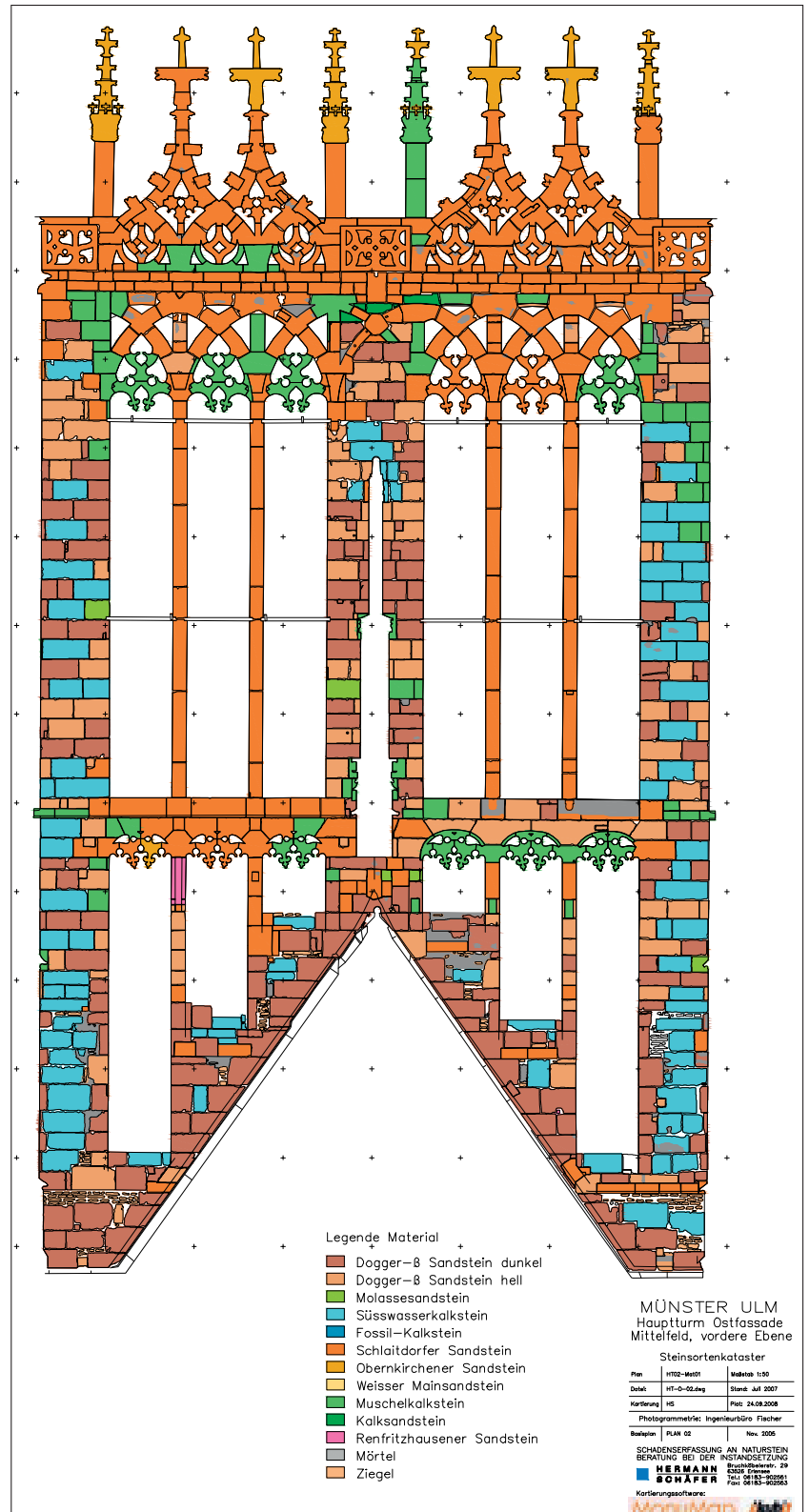
Die Restaurierung eines Bauteiles im historischen Material kam erstmals bei der umfassenden Sicherung und Restaurierung des südlichen Chorturmes 1997 bis 2010 zum Tragen. Dramatische, substanzbedrohende Schäden hatten hier umfangreiche Notsicherungen sowie den Abbruch der laufenden Restaurierungskampagne am Chor erzwungen.

Um dem denkmalpflegerischen Grundprinzip, historische Bausubstanz möglichst umfangreich zu erhalten statt materiell zu erneuern, gerecht zu werden, hat die Münsterbauhütte auf Anraten der Landesdenkmalpflege ihr traditionelles Tätigkeitsfeld des Steinaustausches durch Hinzuziehen von externen Experten für konservierende und restaurierende Maßnahmen am Werkstein konsequent erweitert. Dieser umfassende Ansatz wurde am südlichen Chorturm erstmals am Ulmer Münster systematisch umgesetzt.

Die bauvorbereitenden Maßnahmen erfolgten zwischen 1997 und 1999. Als erster Schritt wurde der Bestand des Turmes digital-photogrammetrisch vom Fundament bis zur Turmspitze erfasst und in genauen Plänen festgehalten, die sowohl anderen Gewerken wie dem Gerüstbau oder dem Statiker als auch der Hütte als Arbeits- und Dokumentationsgrundlage dienen (Abb. 9). Im nächsten Schritt wurden die unterschiedlichen Baumaterialien und Steinschäden begutachtet und in den Plänen als Arbeitsgrundlage kartiert. Für den Steinaustausch sollten die historischen Materialien, hier vorwiegend Stubensandstein und Savonnières-Kalkstein, verwendet werden, doch sie standen

nicht mehr in der erforderlichen Qualität und Menge zur Verfügung. Deshalb wurde nach eingehender naturwissenschaftlicher Prüfung der Steinqualität und Erscheinung durch die Materialprüfungsanstalt (MPA) an der Universität Stuttgart sowie durch den Geologie-Lehrstuhl an der Universität Erlangen so genannter Bamberger Main-Sandstein ausgewählt. Für den Savonnières-Kalkstein wurde eigens ein Steinbruch in Frankreich wieder geöffnet.

9 Steinsortenkataster für die Ostfassade des Hauptturms, Schadens- erfassung von Hermann Schäfer aus Erlensee, 2007.





10 Fertigung eines Ersatzsteins für den Hauptturm aus Eisen-sandstein 2015.

Anspruchsvolle Restaurierung durch ein interdisziplinäres Team

Die Restaurierungsarbeiten begannen im Jahre 2000 mit dem Turmhelm. Nach Abschluss des Projekts 2010 waren insgesamt 474 Werkstücke und 302 Vierungen durch die Steinmetzwerkstatt geschlagen und am Bau neu versetzt worden, darunter sehr anspruchsvolle Wimpergstücke, Baldachine und Blendmaßwerke (Abb. 10).

Eine besondere Herausforderung war der Austausch von statisch belasteten Werkstücken, Riegeln und Streben am Turmhelm sowie von Stufen in den Wendeltreppentürmen. Für den Ausbau der geschädigten und den Einbau der neu gefertigten Teile mussten die statischen Kräfte mittels geeigneter Stützkonstruktionen so umgeleitet werden, dass die alten Werkstücke gefahrlos entfernt und die neuen ohne Schäden eingefügt werden konnten. Die Bewältigung solcher hoch komplexen Aufgaben belegt das herausragende handwerklich-technische Können, das die Steinmetze der Münsterbauhütte in der steten Beschäftigung mit dem Baudenkmal erworben haben und das anderen Baustellen im Land als Vorbild dienen kann.

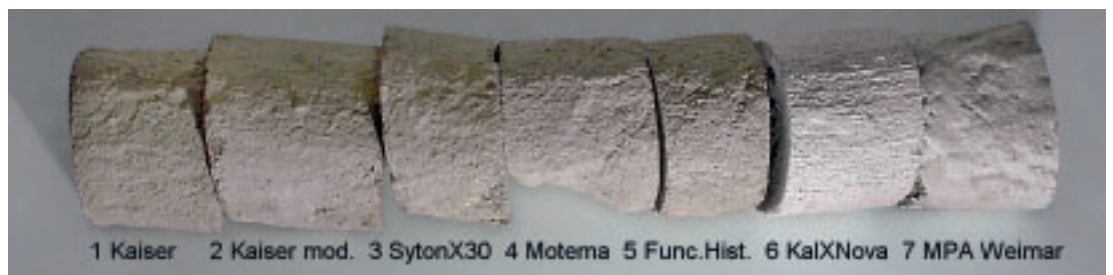
Zu den steinerhaltenden Maßnahmen am südlichen Chorturm zählt die Reduktion der Salzbelastung im Schlaitdorfer Stubensandstein mittels Zellulose-Kompressen sowie die Steinreinigung im Niederdruck-Wirbelstrahl-Verfahren, die auch auf die Wandflächen aus Ziegelmauerwerk mit den weichen mittelalterlichen Mörtelfugen ausgeweitet werden konnte.

Die umfangreichste steinrestauratorische Maßnahme stellte jedoch die Entwicklung einer Schutzschlämme dar, die auf alle am Bauwerk verbliebenen historischen Werkstücke aus Savonnières-Kalkstein aufgetragen wurde, um Risse und Fehlstellen aufzufüllen und mit dieser Verschleißschicht den Umfang der Oberflächen zu reduzieren. Generell wurden mürbe und schuppende Oberflächen mit Kieselsäureester restauratorisch gefestigt, Fehlstellen durch Anböschchen gekittet und Höhlungen mit Steinersatzmasse verfüllt (Abb. 11). Diese steinrestauratorischen Arbeiten wurden nach den Vorgaben des zuständigen Restaurators beim Landesamt für Denkmalpflege entwickelt, an einen externen Steinrestaurator mit den entsprechenden beruflichen Erfahrungen und Qualifikationen vergeben und von der Materialprüfungsanstalt in Stuttgart auf ihre Nachhaltigkeit hin untersucht. So besteht die begründete Aussicht, dass die restauratorischen Maßnahmen den Verfall der kostbaren Originalsubstanz, besonders der wertvollen Skulpturen, in den kommenden Jahrzehnten deutlich bremsen können. Mit der Restaurierung des südlichen Chorturms, die hier stellvertretend für das komplexe und verantwortungsvolle Aufgabenfeld der Münsterbauhütten stehen soll, hat die Ulmer Hütte unter der Leitung von Münsterbaumeisterin Dr. Ing. Ingrid Rommel vorbildliche Standards für den respektvollen denkmalpflegerischen Umgang mit dem wertvollen Baudenkmal Ulmer Münster gesetzt. Ihr Nachfolger seit 2014, Münsterbaumeister Michael Hilbert, wird sich nach Abschluss der Restaurierungsarbeiten am Chor, darunter die großartigen Propheten-Skulpturen aus der Parlerzeit, den mittelalterlichen Teilen des 1890 vollendeten Hauptturmes zuwenden müssen und dort voraussichtlich bis zu seinem Ruhestand tätig sein. So steht jeder der an der Pflege des Ulmer Münsters Beteiligten auf den Schultern seiner Vorgänger in der Sorge um die Überlieferung des großartigen Bauwerks an künftige Generationen. Das Land hat die Maßnahmen am Ulmer Münster seit 2006 mit gut 4,5 Millionen Euro gefördert.

Der Hauptturm

Die nächste große Herausforderung stellt die Instandsetzung und Restaurierung des Hauptturms

11 Versuche mit Schutzschlämmen für den Savonnières-Kalkstein 2005.



in seinen mittelalterlichen Teilen dar (Abb. 7). Ursprünglich waren die Maßnahmen am Hauptturm zu einem späteren Zeitpunkt vorgesehen. Nach dem südlichen Chorturm und dem Chor sollte eigentlich zunächst der nördliche Chorturm instand gesetzt werden. Ein herabgefallener Gesteinsbrocken, der das Dach über dem Eingang zum Münsterbauamt durchschlug, gab 2003 Anlass zu größter Sorge um den Bestand des Hauptturmes und der damit verbundenen Verkehrssicherheit. Obwohl der Außenbau des Münsters durch Befahren mit einem Hubsteiger und durch Begehungen der Steinmetze in regelmäßigen Abständen auf seinen Zustand überprüft wird und dabei lose Teile abgenommen werden, konnte dieser besorgniserregende Absturz nicht verhindert werden. Zudem beunruhigte die Verantwortlichen, dass die Schadstelle nicht exakt ermittelt werden konnte. Sicher war nur, dass der Stein aus einem mittelalterlichen Bereich stammen muss, bei dem Eisensandstein verbaut ist.

Nachdem ein Gerüst auf der Süd-, Ost- und Nordseite des Hauptturms bis zur Turmplattform in 70 m Höhe erstellt worden war, konnte mit umfangreichen Untersuchungen begonnen werden. Zuerst erfolgte die Kartierung der verwendeten Steinmaterialien (Abb. 9; 12) auf den eigens dafür angefertigten digitalen photogrammetrischen Plänen. Überraschend war dabei die Tatsache, dass in den untersuchten Bereichen insgesamt elf verschiedene Natursteinsorten im Laufe der Jahrhunderte verbaut worden waren. Deshalb mussten die nachfolgende Schadenskartierung auf diese Gesteinsvielfalt abgestimmt und die Schadensintensitäten jeweils gesteinspezifisch bewertet werden. Die naturwissenschaftliche Begleitung dieser Kartierungsmaßnahmen und umfangreiche restauratorische Vorversuche, so beispielsweise zu Schlemm- und Kittmassen (Abb. 13), sind für die Erarbeitung des Erhaltungs- und Instandsetzungskonzepts ebenso erforderlich. Die gesamten Untersuchungen müssen sich auch auf die unterschiedlichen Fugenmörtel aus dem Mittelalter sowie dem 19. und 20. Jahrhundert erstrecken. Darüber hinaus verspricht die begleitende bauhistorische Erforschung wichtige Erkenntnisse zur Baugeschichte des Turms und seinen Instandsetzungen seit dem 15. Jahrhundert bis heute.

Ebenso sind statische Untersuchungen angesichts diverser Rissbildungen am Turm sowie der Tatsache, dass für seine Fertigstellung erhebliche Eingriffe und Nachrüstungen in die Statik erfolgt waren, dringend geboten. Daher ist es ein Glücksfall, dass sich im Ulmer Münsterarchiv umfangreiche Unterlagen zum Baugeschehen im 19. Jahrhundert erhalten haben, auf die nun zurückgegriffen werden kann. Diese reichen von grundlegenden exakten statischen Berechnungen bis zu Detail-



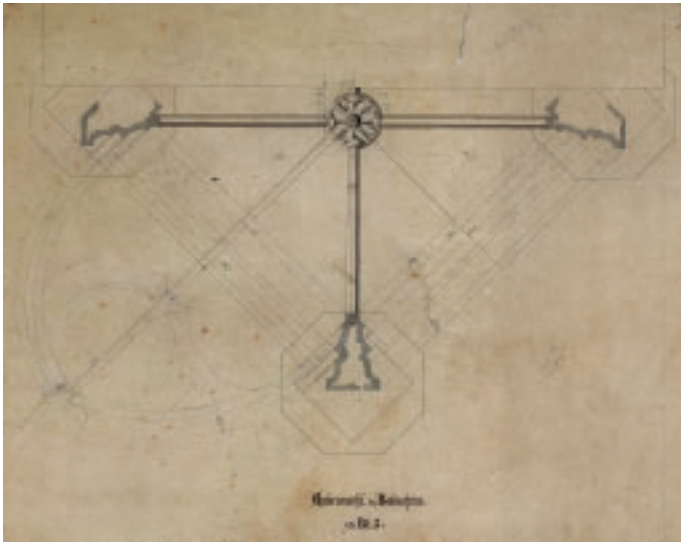
zeichnungen für die Bauausführung (Abb. 14; 15). Die Auswertung gibt nicht nur wesentliche Hinweise auf Bauart und -konstruktion, sondern erspart auch umfangreiche Neuberechnungen und Untersuchungen. Leider ist dieses Archiv noch nicht vollends erschlossen, zugänglich und der Öffentlichkeit bekannt. Ein Desiderat, welches der Münsterbauverein durch seine großzügige finanzielle Unterstützung beheben möchte.

Ein grundlegendes Problem der vielen verschiedenen Gesteinsarten ist die mangelnde Verfügbarkeit einiger dieser Materialien. So sind zum Beispiel der Eisensandstein aus dem 15. und der Stubensandstein hauptsächlich aus dem 19. Jahrhundert nicht oder nicht mehr in ausreichender Quantität und Qualität im Abbau. Ähnlich wie bei dem südlichen Chorturm, wo ein neuer, zuverlässiger Steinbruch für den Savonnières gesucht werden musste, war man auch für den Hauptturm auf die Hilfe der Landesgeologen angewiesen, um neue Vorkommen zu finden und zu erschließen. Nach einem intensiven Suchlauf geben neu erschlossene Steinbrüche in der Nähe von Lauchheim für den Eisensandstein und im Schönbuch für den Stubensandstein Anlass zur Hoffnung, hier das benötigte Ersatzmaterial für die Instandsetzungsarbeiten gewinnen zu können. Bis zu einem geregelten Ab-

12 Zustand eines Blendmaßwerks am Hauptturm 2012.

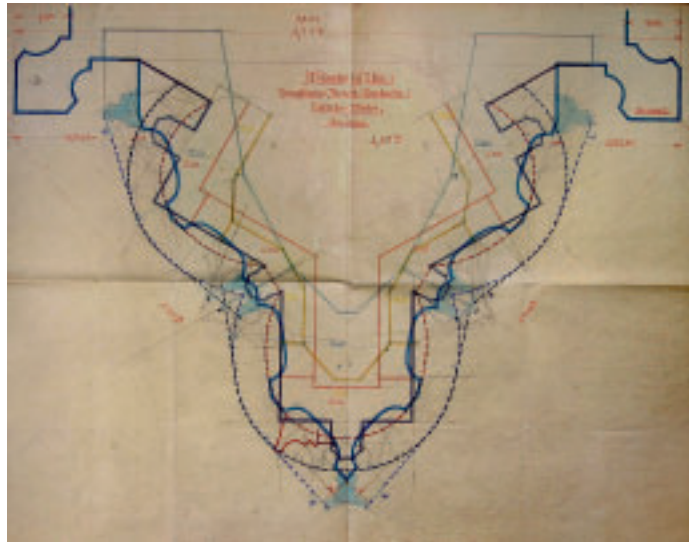
13 Versuche mit Schutzschlämmen für den Eisensandstein und Molassesandstein 2012.





14 Detailzeichnung eines Chorpfeilers, Untersicht eines Baldachins 1868.

15 Grundrisszeichnung eines Pfeilers am Hauptturm, Mai 1909.



bau müssen jedoch noch erhebliche Anstrengungen erfolgen, damit unter anderem die Auflagen der Naturschutzbehörden erfüllt und die erforderlichen Genehmigungen erteilt werden können. Ergänzt wird der traditionelle Steinaustausch mit historischem Material durch konservierende Maßnahmen an weniger stark geschädigten Steinpartien (Abb. 16). Auch hier müssen natürlich die einzelnen konservierenden und restaurierenden Arbeitsschritte auf die vorgefundenen Gesteine abgestimmt werden. So sind die jeweiligen Ergänzungsmörtel nicht nur in ihrer unterschiedlichen Optik, sondern auch in ihren divergierenden technischen Eigenschaften den verschiedenen Natursteinen anzupassen. Auch die Konservierungsmittel und die Methodik ihrer Verarbeitung müssen zu dem jeweiligen Gesteinstyp passen und entsprechend angewendet werden.

Wenn man bedenkt, dass der nun eingerüstete Teil des Hauptturms am Ulmer Münster mehr als 4000 qm Fläche umfasst, kann man sich leicht vorstellen, dass der Turm mindestens zehn Jahre eingerüstet bleibt und die Münsterbauhütte, Statiker, Naturwissenschaftler, Bauforscher, Restauratoren und die Landesdenkmalpflege beschäftigen wird, zumal sich alle Beteiligten eine hochqualifizierte, nachhaltige und denkmalgerechte Instandsetzung als unverrückbares Ziel gesetzt haben.

16 Eine anspruchsvolle, anstrengende Arbeit ist die Trockenreinigung mit feinstem Strahlmittel. Dabei trägt der Restaurator einen Schutzanzug mit Sauerstoffzufuhr und nimmt in einem Schutzzelt mit Absauganlage die Schmutzschicht von der Steinoberfläche.



Literatur

- Wolfgang Lipp: Begleiter durch das Ulmer Münster, Ulm 2005.
- Reinhard Wortmann: Zu den Parlern in Ulm, in: Parlerbauten. Architektur, Skulptur, Restaurierung. Internationales Symposium Schwäbisch Gmünd, 17.–19. Juli 2001, Stuttgart 2004.
- Frauke Michler: Denkmalpflege in Württemberg zwischen Vereinsinitiative und Staatsfürsorge, unveröffentlichte Magisterarbeit, Tübingen 2002.
- Hermann Baumhauer/Joachim Feist: Das Ulmer Münster und seine Ausstattung, Stuttgart 1989.
- Hans Koepf: Die Ulmer Münstergründung und die Parlerfrage, in: Ulm und Oberschwaben, 1989, S. 199–226.
- Festschrift 600 Jahre Ulmer Münster, hg. v. Hans Eugen Specker und Reinhard Wortmann (= Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Bd. 19), Stuttgart 1984.
- Hans Koepf: Die gotischen Planrisse der Ulmer Sammlungen, Ulm 1977.
- Reinhard Wortmann: Das Ulmer Münster, Stuttgart 1972.
- Kurt Gerstenberg: Deutsche Bauten, Band 7, Das Ulmer Münster, Augsburg 1932.

Praktischer Hinweis

Das Münster und der Turm sind täglich geöffnet. Genaue Öffnungszeiten finden sich unter www.ulmer-muenster.de

Prof. Dr. Michael Goer
Otto Wölbelt
 Landesamt für Denkmalpflege
 im Regierungspräsidium Stuttgart
 Dienstsitz Esslingen

Dr. Günter Kolb
 Hartmeyerstraße 38
 72076 Tübingen

Mehr als nur Eisen

Die Epitaphien der Hüttenmeister und Äbte des Klosters Königsbronn

Die Entwicklung einer ausgeprägten Eisenverarbeitung in Württemberg ist durch reiche Rohstoffvorkommen bedingt. Zahlreiche Eisenerzfunde aus Grabhügeln, Reste von Schmelzöfen, Eisenschlacken und Roheisenbarren zeigen, dass schon in der Hallstatt- und speziell in der Latènezeit auf der Schwäbischen Alb und im Albvorland Eisen verhüttet wurde. Zeugnisse der Weiterentwicklung der lokalen Eisenverhüttung und -verarbeitung vom 14. bis 18. Jahrhundert sind unter anderem die vielen eisernen Erzeugnisse in Königsbronn und Umgebung – insbesondere die 24 Epitaphien der Hüttenmeister und Äbte des ehemaligen Klosters Königsbronn. Ursprünglich waren diese Gedenktafeln an der Außen- und Innenfassade der evangelischen Pfarrkirche in Königsbronn angebracht. Im Zuge von Sanierungsmaßnahmen wurde im Jahr 2003 eine der Tafeln in die Restaurierungswerkstatt des Landesamtes für Denkmalpflege in Esslingen überführt, materialtechnisch untersucht und exemplarisch restauriert. Auf dieser Grundlage konnten die anzuwendenden Maßnahmen für die übrigen Objekte festgelegt und vor Ort durchgeführt werden.

Rolf-Dieter Blumer/Shimon Mahnke/Markus Numberger



Eisenverhüttung in Königsbronn

Von der Frühzeit bis in die Gegenwart dienten die reichen Erzvorkommen der Schwäbischen Alb als Rohstoff der lokalen Eisenverhüttung. Wurden anfangs überwiegend die Bohnerze verarbeitet, die aufgrund ihres oberflächennahen Vorkommens im Tagebau gefördert werden konnten, erfolgte ab dem 14. Jahrhundert der systematische Abbau der tiefer liegenden Erze des Dogger. Zudem kam es zeitgleich zur Verlagerung der Verhüttungsplätze – weg von walddahen Standorten, hin zu solchen an Bächen und Flüssen. Bedingt wurde dieser Wandel im Hüttenwesen durch die Nutzung der Wasserkraft. Ein wesentlicher Grund, warum für die Eisenverhüttung gerade das Areal um Königsbronn genutzt wurde, dürfte daher auch in den dortigen Quelltöpfen von Brenz und Pfeffer zu finden sein. Diese Quelltöpfe garantierten über das ganze Jahr hinweg eine sehr gleichmäßige Wasserschüttung, die für den Betrieb der Hüttenwerke von großem Vorteil war. Der Einsatz von wasserbetriebenen Blasbälgen ermöglichte den Bau höherer Öfen, in denen sich wegen höherer Betriebstemperaturen zwar flüssiges, aber mit Schlacken verunreinigtes Raueisen gewinnen ließ. Um das hierfür aufbereitete Rohmaterial vollständig aufzuschmelzen, war

allerdings eine längere Verweildauer im Ofen erforderlich. Dies wiederum führte zur vermehrten Anreicherung von Kohlenstoff im Eisen und somit dazu, dass der gewonnene Werkstoff nicht mehr zu schmieden war. Allerdings lernten die Hüttenmeister schon bald, entweder die Schmelze direkt in Formen zu gießen (Gusseisen) oder das Raueisen durch wiederholtes Aufschmelzen im Frischfeuer zu entkohlen. Für die anschließende Bearbeitung, das Schmieden, wurden ebenfalls wasserbetriebene Hammerwerke errichtet (Abb. 1).

Ein früher Beleg der Eisenerzgewinnung und -verarbeitung im Gebiet der württembergischen Ostalb findet sich in einem Lehensbrief von Kaiser Karl IV. an Graf Ulrich den Jüngeren von Helfenstein und dessen Erben vom 14. April 1365. Darin wurde dem Grafen von Helfenstein das Recht verliehen, in seinen eigenen Gütern des Klosters Königsbronn nach Erz zu graben und Eisenwerke anzulegen. Schon am 17. Mai des Folgejahres wurde die Verleihung genauer abgegrenzt: Demnach stand der Zahnberg bei Königsbronn dem dort ansässigen Zisterzienserorden zu – für die Förderung von Eisenerzen war jedoch ausdrücklich eine zusätzliche Erlaubnis erforderlich. Der Gründungs-urkunde zufolge hatte das 1303 durch König Albrecht von Habsburg gestiftete Kloster das Recht,

Steine für den Bau der Anlage in entsprechenden Gruben zu brechen.

Im Jahr 1471 wurde der Inhalt der Urkunde von 1366, der es den Helfensteinern verbot, am Zahnberg nach Erzen zu graben, durch den Zisterzienserorden als Berechtigung ausgelegt, dieses zu tun. Offenbar verfügte das Kloster zu dieser Zeit jedoch nicht über die notwendigen finanziellen Mittel, ein Eisenwerk zu errichten oder gar zu betreiben. Allerdings hat vor dieser Zeit bereits Verhüttung von Erzen im Raum Königsbronn stattgefunden.

Im Verlauf der folgenden Jahre errichtete das Kloster seine erste eigene mit Wasserkraft betriebene

1 Mittelalterliche Darstellung der Roheisenverarbeitung aus Georgius Agricola, „De re metallica libri“.



Der Herd A. Der Befchickungshaufen B. Der Schlackenabfluß C. Der Eifenklumpen (Maffel) D. Die Holzhämmer E. Der große eiferne Hammer F. Der Amboß G.

Eisenschmiede in Itzelberg. Als Rohstoff diente Bohnerz der Alb. Auch wenn der Zisterzienserorden die Hüttenwerke schon nach kurzer Zeit den Schmiedemeistern als Erblehen verlieh, blieben sie dem Kloster vogt-, steuer-, dienst- und gerichtsbar. Im frühen Spätmittelalter gab es bereits einen regen Handel von Königsbronner Eisenprodukten, die unter anderem über die Königsbronner Pfleghöfe in Gmünd, Reutlingen und Pfullendorf veredelt und gehandelt wurden. Bereits 1380 kaufte das Kloster Königsbronn das Gebäude des späteren Pflughofes in Schwäbisch Gmünd, das später auch als Schmalzgrube (wohl „Schmelzgrube“) bezeichnet wurde. Das rohe Eisen wurde in beachtlichen Mengen zu „Segezen“, schneidenden Werkzeugen, Messern, Scheren und Sensen verarbeitet und vorwiegend über Ulm und donauabwärts in den Wirtschaftsraum um das Schwarze Meer exportiert. Hiervon zeugt unter anderem auch eine für unsere Gegend frühe Darstellung einer Nietenschere im Tympanon der Johanniskirche von Schwäbisch Gmünd, eine Technologie, wie sie bis ins 15. Jh. in unserem Wirtschaftsraum nicht bekannt war (Abb. 2).

Unter dem vorletzten katholischen Abt Melchior Ruof (1513–1540) nahmen 1529 die direkt in Königsbronn an der Brenz errichteten Schmelz- und Eisenwerke die Produktion auf. Unter seiner Amtszeit erfolgte auch die Errichtung einer weiteren Schmelzhütte am Ursprung der Brenz, in der bereits Eisen in industriellen Mengen gewonnen und unter anderem gusseiserne Produkte hergestellt wurden. Eine weitere Schmelze wurde am Ursprung des Flüsschens Pfeffer erbaut. Wenige Jahre später wurde im Zuge der Reformation das Kloster aufgelöst und dem protestantischen Württemberg zugeschlagen. In den Wirren des Schmalkaldischen Krieges wurde Königsbronn durch die Truppen des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach 1552 völlig zerstört, wodurch die Eisenproduktion zusammenbrach. Im Jahr 1556 wurde unter anderem eine evangelische Klosterschule eingerichtet und das ehemalige Klosterareal Stück für Stück neu bebaut.

Nach dem Zerfall der Herrschaft Helfenstein kauften sich Ulmer Unternehmer in der Region ein. 1529 übernahm der Ulmer Bürgermeister Georg Besserer die Hüttenwerke in Heidenheim, der zusammen mit Hans Walter Ehinger versuchen wollte, erneut ein Eisenmonopol an Brenz und Kocher aufzubauen. Diesem Vorhaben und somit dem vollständigen Übergang der württembergischen Eisenerzeugung unter „ausländische“ Kontrolle konnte Herzog Christoph von Württemberg durch die Verpachtung der Königsbronner Eisenschmiede an den Stuttgarter Stiftsverwalter Martin Eisengrein und den Göppinger Bürgermeister Balthasar Moser entgegenwirken. 1598 erzwang

Herzog Friedrich I., dass die Eisenwerke der Ostalb vollständig auf ihn übergehen. Einhergehend mit einer steten Produktionssteigerung in den folgenden Jahrzehnten führte der wachsende Rohstoffverbrauch 1727 zu einem Holzmangel. Dies wiederum hatte eine drastische Reduzierung der Produktionsmenge zur Folge. Ab 1764 wurden unter Herzog Karl Eugen von Württemberg sämtliche Betriebe wieder verpachtet. Einer der Pächter in Königsbronn war der einheimische Löwenwirt Johann Georg Blezinger. Dieser ließ neben dem schon vorhandenen Schmelzofen in Heidenheim 1782 zudem ein Drahtziehwerk errichten. Heidenheim verdankte Blezinger seinen industriellen Aufschwung, indem er die Schiffbarmachung der Brenz initiierte. Dadurch wurde Königsbronn über Heidenheim an die Donau und somit noch besser an den osteuropäischen Wirtschaftsraum angeschlossen. Unter König Friedrich I. wurden 1806 alle Eisenwerke der Verwaltung des königlichen Bergrates unterstellt. Trotz der vielen Veränderungen und Ereignisse in Politik und Wirtschaft stellte sich das Hüttenwerk in Königsbronn bis heute als sehr beständig heraus. Es ist eines der wenigen bis ins 21. Jahrhundert hinein produzierenden Eisenwerke der Schwäbischen Alb und kann als ältester Industriebetrieb Deutschlands angesehen werden. Somit feiern in diesem Jahr die Gemeinde Königsbronn und die Schwäbischen Hüttenwerke das 650-jährige Bestehen der ersten urkundlichen Erwähnung einer Eisenproduktion am Brenzurprung.

Die Epitaphien der Hüttenmeister und Äbte

Die 24 zum Teil sehr großen und aufwendig gearbeiteten Epitaphien der Hüttenmeister und Äbte Königsbronns zählen zu den vielen kunstvollen, gusseisernen Fabrikaten der Hüttenwerke. Den Widmungen der Tafeln sind meist das Geburts- und Sterbedatum sowie der Beruf des Verstorbenen und die Namen der Hinterbliebenen und Stifter zu entnehmen. Sie datieren überwiegend in das frühe bis mittlere 18. Jahrhundert und wurden vermutlich im jeweiligen Sterbejahr der Bestatteten angefertigt, die ihre letzte Ruhestätte in der protestantischen Pfarrkirche in Königsbronn fanden. Aufgrund ihrer Größe konnten nicht alle Epitaphien im Gebäudeinneren angebracht werden und so zieren einige seit jeher die Außenfassade der Kirche. Zur Sanierung des Gotteshauses in den 1970er Jahren wurden zunächst sämtliche Gedenktafeln abgenommen. Da sie in der neuen Ausgestaltung des Kirchenraumes keine Verwendung mehr fanden, musste für sie ein anderer Aufstellungsort erdacht werden. Als geeignet erschien die Klostermauer. Allerdings sind sie hier, wie die



schon immer im Freien ausgestellten Epitaphien, der direkten Bewitterung ausgesetzt. Zwar waren sie durch die Auflagerung von Staub auf den gussrauen Oberflächen und folglich durch die Bildung von Feuchtenestern schon im Kirchengebäude korrosionsgefährdet, doch nicht in dem Maß, wie es seit der Auslagerung der Fall ist.

Um die Gedenktafeln künftig vor Korrosion zu schützen und die Befunde bzw. Bestände zu sichern, wurde eine der Tafeln im Jahr 2003 in die Restaurierungswerkstätte des Landesamtes für Denkmalpflege gebracht. Spezielle Untersuchungen mit dem Raster-Elektronenmikroskop und dem Binokular ergaben, dass die Tafel einst vorderseitig farbig gefasst und emailliert gewesen war, sich von beidem jedoch nur noch Fragmente erhalten haben. Es handelt sich hier um eine frühe Form von Emaille auf Gusseisen, das als Königsbronner Entwicklung des Jahres 1764 Erwähnung findet. Damals brachte das Hüttenwerk Königsbronn eiserne Essgeschirre mit glasigem Überzug in den Handel. Dieser Befund ließ sich auch bei zwei weiteren Tafeln nachweisen. In ihrer Gesamtheit geben die Epitaphien somit den technischen Stand des Gießereiwesens der Hüttenwerke Königsbronn für diesen Zeitraum wieder. Die restauratorische Bearbeitung und Konservierung des Epitaphs von Johann Jacob Gloker stellte die Grundlage für die an den übrigen Tafeln durchzuführenden Maßnahmen dar (Abb. 3).

2 Zeichnung des Tympanons an der Westfassade der Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd mit Darstellung einer Nietenschere im späten 12. Jahrhundert.

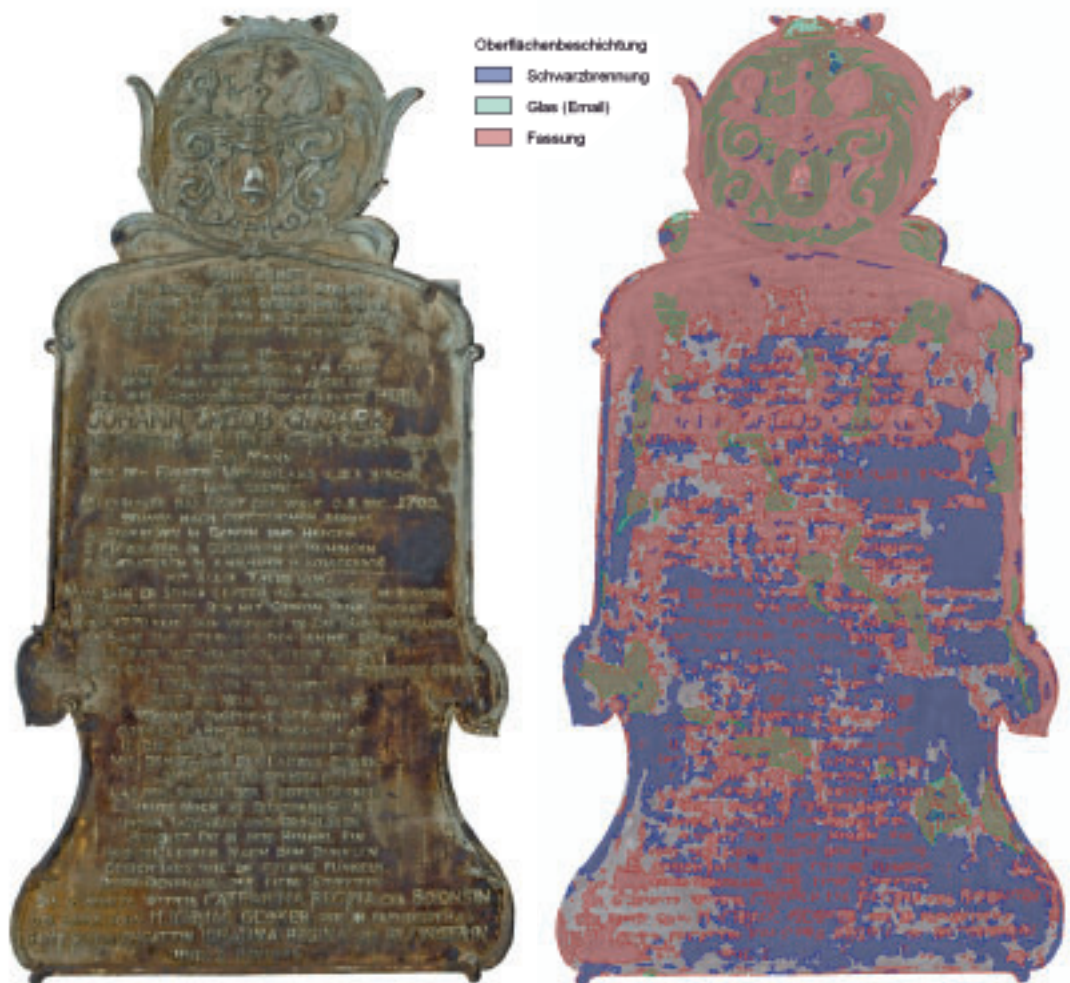
Das Epitaph Johann Jacob Glokers

Johann Jacob Gloker wurden 1700 in Berghülen (nördlich von Blaubeuren) geboren. Er studierte Theologie und war dann Pfarrer in Dapfen (bei Gomadingen) und Hessigheim, Dekan in Güglingen (1749) und in Vaihingen an der Enz (1759–1767). Zuletzt wurde er Prälat am Kloster Anhausen (bei Herbrechtingen) und schließlich am Kloster Königsbronn, wo er zu Beginn des Jahres 1770 verstarb.

Der Widmung des zum Gedenken an Johann Jacob Gloker von den namentlich genannten Hinterbliebenen gestifteten Epitaphs ist zu entnehmen, dass er „herzoglich württembergischer Rath und Praelat des Klosters Königsbronn [...]“ war und „dem Fürsten, Vaterland und der Kirche 40 Jahre gedient [hat]“. Auch sein Geburts- sowie das Sterbedatum (8. Dezember 1700–9. Januar 1770) sind genannt. Vermutlich entstand das Epitaph noch im Sterbejahr Johann Jakob Glokers. Die Tafel ist 223,5 cm hoch, 115 cm breit und 15 bis 20 mm stark. Auf ihr sind im Relief ein „redendes Wapen“ und eine Gedenkinschrift angebracht. Die geschwungene Außenlinie wird von Bandelwerk akzentuiert. Das Wapen zeigt eine Glocke in ei-

nem Oval, umrankt von floralen Ornamenten als Symbol für den Nachnamen. Darüber sind Mitra und Krummstab als Insignien eines Abtes, dazwischen ein Handwerker dargestellt. Demzufolge war der Abt auch Vorsteher der Hüttenwerke, wozu auch der bergmännische Ausdruck „Glück auf“ in der Inschrift passt.

Wie die anderen Gedenktafeln wurde auch das Gloker-Epitaph als Grauguss im offenen Herdguss hergestellt. Hierbei wird das flüssige Schmelzprodukt in eine entsprechende, mit einem Holzmodell in ein angefeuchtetes Formsandbett gepresste Form gegossen. Um die Abkühlung zu verlangsamen, wird der Guss später mit Quarzsand abgedeckt. Während der Abkühlung kann es durch die Reaktion von dem in der Schmelze gelösten Kohlenstoff mit den Metalloxyden der Schlacke zur Bildung von Kohlenmonoxid und damit zur Blasenbildung kommen. Diese steigen zunächst in der Schmelze auf, können diese jedoch nicht alle vor dem vollständigen Erstarren des Gusses verlassen und bleiben so in der Oberfläche erhalten. Auf diese Weise entsteht die für alte Graugüsse typische, großporige Oberflächenstruktur. Zurückzuführen ist dieses Erscheinungsbild auf die unzureichende Aufbereitung der Rohstoffe. Größere



3 Ansicht des Gloker-Epitaphs vor der Restaurierung im Jahr 2003.

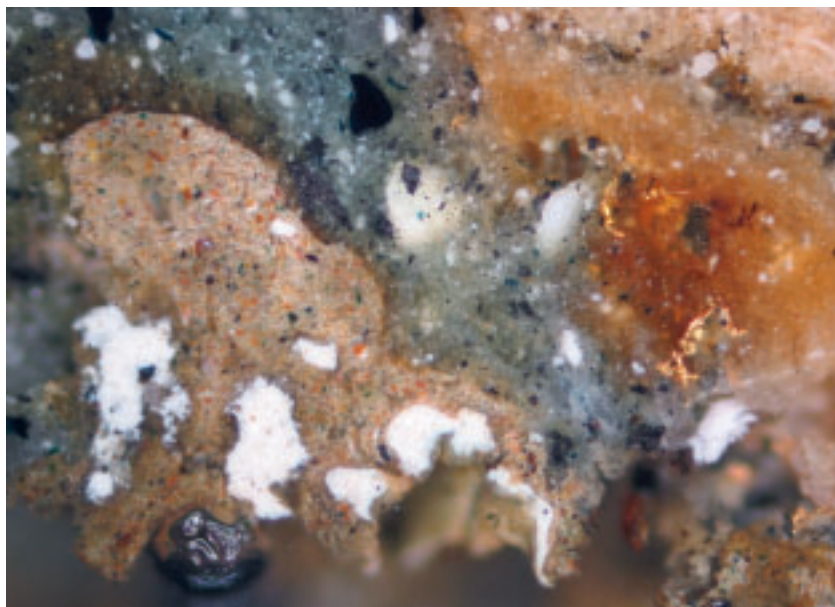
4 Kartierung der Oberflächenveredlung des Gloker-Epitaphs.

Fehlstellen wurden umgehend mit demselben Material ausgegossen. Nach der Versäuberung des Gusses wurde die Gedenktafel vorderseitig mit einer Farbfassung versehen und dann emailliert. Für die Untersuchungen zum Zustand des Gloker-Epitaphs wurden an mehreren Stellen Proben entnommen. Zur Verortung der Entnahmestellen auf dem Epitaph und um diese zueinander in Beziehung setzen zu können, wurden sie mit einem computergestützten Kartierungssystem erfasst (Abb. 4).

Die Untersuchungsergebnisse zeigen, dass der Großteil der Fassung von einer überwiegend gräulichen Färbung ist und in einigen Bereichen silberfarben schimmert. Zudem waren die erhabenen Teile des Reliefs mit Blattgold versehen und in den Binnenflächen des Reliefs fand sich stellenweise ein etwa ein Millimeter dicker, gräulicher und körniger Auftrag. In der Fassung ließen sich mehrere Schichten beobachten. Zu unterst ist meist ein heterogenes Gemenge aus unterschiedlich großen und farbigen Körnern zu sehen. Große weiße sowie kleine rote Pigmentkörner haben selbst einen leicht transparenten Charakter und sind in eine homogene, vollständig transparente Masse eingebettet. In dieser Masse sind stellenweise dendritische Strukturen zu erkennen. Im Falle einer Vergoldung folgt darauf eine Schicht Mixtion – eine rötliche, von winzigen hellen und dunklen Pigmenten durchsetzte Masse – als Haftgrund der Vergoldung. Darüber liegen auf der gesamten Objekt Oberfläche teilweise schwach ausgeprägte Farbschichten, die als spätere Überfassungen verstanden werden können. So folgt einer bläulich opaken Masse eine feinkörnige, sandfarbene Schicht mit sehr feinen rot-, orange- und grünfarbenen Pigmenten. Zuoberst ist eine weiße Fassung auszumachen, bei der es sich um Bleiweiß handelt. Analysen mittels Raster-Elektronenmikroskop zeigen, dass sich die gräuliche „Originalfassung“ hauptsächlich aus Silicium und Sauerstoff zusammensetzt und des Weiteren Spuren von Aluminium, Calcium, Titan, Natrium und Kalium vorhanden sind – eine für bestimmte Gläser wie zum Beispiel Emaille typische Zusammensetzung (Abb. 5).

Schadensbefund am Gloker-Epitaph

Die Oberflächenbeschaffenheit und die auftretenden Korrosionsprodukte sind sehr unterschiedlich ausgeprägt. Einerseits sind sehr feste, pockenartige Korrosionskrusten auf der Oberfläche angewachsen, oder es liegen pulvrige Korrosionsprodukte auf dieser auf. Die Schichtdicke dieser Auflagerungen beträgt maximal 0,2 mm. Andererseits gibt es kleine Bereiche, in denen das blanke Metall zu sehen ist oder aber die Metalloberfläche durch



bräunlich-schwarze Oxydschichten passiviert wurde und somit gar nicht weiter korrodiert ist – so wie es zum Beispiel auf der Rückseite der 24 Epitaphien überwiegend der Fall ist.

Weniger das Metall selbst als vielmehr die Farbfassung der Gedenktafel hat durch die entstehenden Korrosionsprodukte Schaden genommen. Allmählich aufwachsende Korrosionsprodukte führten stellenweise zum flächigen Verlust der obersten oder gesamten Farbschichten und der Emaille. Hierdurch liegt teilweise eine gelbliche, leicht schimmernde Fassungsschicht offen. Bei den erhöhten Elementen des Reliefs handelt es sich wiederum um eine silbernen schimmernde Farbschicht, die parallel verlaufende Spuren aufweist. Insbesondere um die Schrift herum fehlen große Teile der Fassung vollständig. Die noch vorhandenen Farbschichten befinden sich hauptsächlich in den konkaven Bereichen der Buchstaben und auf deren Oberseiten. Die Fassung ist hier stark craqueliert oder liegt nur noch in Schollen auf dem Objekt vor. Dieses Erscheinungsbild trifft weitestgehend für die gesamte noch erhaltene Fassung zu.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Epitaph im oberen Bereich die geringsten Korrosionserscheinungen zeigt, diese nach unten aber zunehmen. Dementsprechend ist auch die Fassung im oberen Drittel am besten und im Bereich des Textes nur noch sehr fragmentarisch erhalten. Dieser Befund trifft weitestgehend auch für die übrigen Gedenktafeln zu und deckt sich mit der Anbringung an der Klostermauer. Das obere Drittel der Epitaphien ist durch das kleine Vordach der Mauer mehr oder weniger vor Regen geschützt. Die unteren zwei Drittel sind hingegen direkt der Witterung ausgesetzt. Zusätzlich kann sich an den Tafeln ablaufendes Regenwasser vermehrt im Bereich des Textes sammeln und die Korrosion beschleunigen. Des Weiteren fanden sich oberfläch-

5 *Detailaufnahme eines Querschliffs mit Resten von Emaille und Blattgold.*

Glossar

Bohnerz (auch Grunderz)
Verwitterungsprodukt des eisenschüssigen Weißen Jura der Schwäbischen Alb.

Craquelé
Rissige Struktur oder feine Haarrisse in glasierten Oberflächen.

Dendrit
Kristallstrukturen, die ein baum- oder strauchartiges Erscheinungsbild haben.

Erze des Dogger (auch Stuff- bzw. Stufferz)
kommen als Erzflöze des Braunen Jura entlang des Albtraufs vor.

Mixtion
Anlegeöl für Blattmetalle bei der Ölvergoldung.



6 Ansicht der an der Klostermauer angebrachten Epitaphien nach der Restaurierung.

lich aufliegende Verunreinigungen, darunter auch Beton, Kies- und Kalkmörtel, die zusätzliche Feuchte auf der Oberfläche binden.

Durchgeführte Maßnahmen

Ziel der Maßnahmen war neben der Erfassung von Bestand und Befund die erneute Anbringung der Epitaphien an der Mauer des ehemaligen Zisterzienserkloster in Königsbronn (Abb. 6). Die Tafeln werden somit der ganzjährigen Bewitterung ausgesetzt sein. Es sollte also ein wetterfester Korrosionsschutz auf die Gedenktafeln aufgebracht werden, der weitestgehend beständig beziehungsweise in der Pflege unkompliziert ist. Bezüglich der Fassung standen rein restauratorische und konservatorische Maßnahmen dem Konzept der Rekonstruktion gegenüber. Letztlich entschieden sich die Verantwortlichen des Landesamtes für Denkmalpflege, die ursprünglich gefassten Tafeln als historische Quellen und damit als Nachweis der technischen Fertigkeiten der Königsbronner Hüttenmeister zu erhalten. Folglich mussten zunächst sämtliche Verunreinigungen mechanisch entfernt werden, um sie als neue Korrosionsherde ausschließen zu können. Für die Entfernung der fest aufliegenden Beton- und Mörtelreste wurde ein Druckluftmikromeißel verwendet. Bei dieser Maßnahme zeigte sich eine stark angegriffene Metalloberfläche unter dem entfernten Kaltmörtel. Locker aufliegender Schmutz konnte mit Bürsten beseitigt werden. Die Korrosionsauflagen wurden mechanisch per Handentrostung nach DIN EN ISO 12944-4 entfernt. Um die Fassung wieder zu festigen, die Farbe wieder mit Bindemittel zu versetzen und die Metalloberfläche vor weiterer Korrosion zu schützen, wurde die Oberfläche des Glocker-Epitaphs nach eingehenden Tests mehrfach mit Owatrol-Öl eingelassen. Auf dieser Grundlage wurden auch die übrigen Epita-

phien vor Ort bearbeitet. Um den Tafeln, auf denen sich keine Fassung mehr nachweisen ließ, ein gussfrisches Erscheinungsbild zu geben, wurden dem Öl Eisenoxid-Schwarz-Pigmente beigemischt. Nach nunmehr zwölf Jahren kann resümiert werden, dass die Konservierung der Platten erfolgreich war und sich bislang keine neuen Schäden gezeigt haben.

Literatur

- Hans Kyri: Handbuch für Bayer-Email, Bayer Rickmann, Köln 1974.
- Manfred Thier: Geschichte der schwäbischen Hüttenwerke. Ein Beitrag zur württembergischen Wirtschaftsgeschichte, 1365–1802, Aalen und Stuttgart 1965, S. 1–26
- Paul Groschopf: Bohnenerz und Doggererz, die Grundlagen der schwäbischen Eisenindustrie. Nr. 24, SHW Bote 1965, S. 16–19.
- Walter Zaiser: Die Württembergischen Eisengießereien. Ihre Entwicklung und wirtschaftliche Lage bis zur Gegenwart, Stuttgart 1931, S. 1–6.

Praktischer Hinweis

Die Epitaphien sind frei zugänglich und können besichtigt werden.

Rolf-Dieter Blumer

*Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen*

Shimon Mahnke

Wesendonkstraße 58, 81925 München

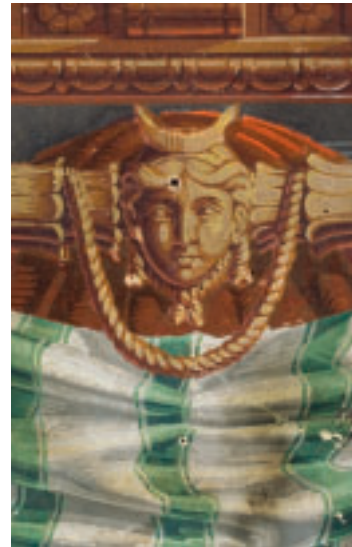
Markus Numberger

*Büro für Bauforschung und Denkmalschutz
Im Heppächer 6, 73728 Esslingen am Neckar*

Papiertapetenfund in Kirchberg an der Jagst Auf der Suche nach dem „Grünen Salon“ in der ehemaligen hohenloheschen Residenz

Die Papiertapete avancierte Mitte des 18. Jahrhunderts von England ausgehend zur Luxusware. Insbesondere in Frankreich forderte die hohe Nachfrage seitens der Oberschichten den Ehrgeiz der Manufakturen heraus. Mit Erfolg: Die Papiertapete trat neben die traditionellen Wanddekorationen und konkurrierte schließlich mit den exquisiten textilen Draperien. Die in Kirchberg an der Jagst gefundenen Papiertapetenfragmente ergänzen die wenigen erhaltenen Exemplare eines ehemals kostspieligen Draperiedekors. Die Tapete wurde um 1820 von der Pariser Manufaktur Dufour gefertigt und vermag ein Bild der annähernd vollständig verlorenen Ausstattung des Schlosses zu geben.

Lena Stephanie Becker/Yvonne Wiegand



Der Fund

In der ehemaligen hohenloheschen Residenzstadt Kirchberg an der Jagst (Lkr. Schwäbisch Hall; Abb. 1) wurden vor einiger Zeit Fragmente einer handbedruckten Papiertapete aus dem Schutt geborgen (Abb. 2; 3). Der Erhaltungszustand war desolat; trotzdem beeindruckten auf Anhieb die intensiven Farben, vor allem aber das gelungene illusionistische Draperiemotiv. Ihre ursprünglich hohe Qualität war augenfällig, eine eingehende Untersuchung schien lohnend. Die Tatsache, dass Funde wie dieser Seltenheitswert haben und historische Papiertapeten aufgrund bloßer Unkenntnis oft überklebt oder abgerissen werden, bestärkte die Idee, die Tapetenreste zu konservieren und wissenschaftlich zu dokumentieren.

Dass sich der einst kostspielige Wanddekor beim Fund nicht mehr in situ befand, sondern zu einem unbekanntem Zeitpunkt aus seinem ursprünglichen Raumgefüge entfernt worden war, erschwerte die kunsthistorische Analyse zwar erheblich, machte die Aufgabe zugleich aber auch besonders reizvoll. Ein weiteres Rätsel barg das Holzbrett, auf dem die Tapetenfragmente überlebten.

Das Kunsthandwerk

Zu Papiertapeten zählt man gemeinhin alle monochrom oder bunt gemusterten Papiere, die zur Verkleidung von Wänden oder Decken verwendet werden; die ältesten in ihrem ursprünglichen Kontext erhaltenen Tapeten datieren ins 16. Jahrhundert. Unter den von Beginn an bemerkenswert vielfältigen Mustern waren die Imitationen kostbarer

Materialien als preiswerte Alternative zu den exquisiten Wanddekorationen der Oberschicht besonders beliebt.

Dass die Papiertapete im Laufe des 18. Jahrhunderts zunehmend Verbreitung fand, bedingten die zeitgenössischen Innovationen im Bereich von Drucktechnik und Farbe und nicht zuletzt die Erfindung der Papierrolle. Ästhetisch ging der Erfolg mit der Produktion von Velourtapeten einher, einer mittels Wollstaub (Flock) verfeinerten Samtimitation; der Trend kam seinerzeit aus England. Die Nachfrage nach den „englischen Papieren“ seitens der Eliten Frankreichs war groß, wobei es den eingessessenen Manufakturen rasch gelang, die Produktionstechniken zu perfektionieren und in bislang unbekannter, seither unübertroffener Qualität zu produzieren.

1 Kirchberg an der Jagst (Lkr. Schwäbisch Hall), ehemalige hohenlohesche Residenz und Sitz der Linie Hohenlohe-Kirchberg. Luftaufnahme gegen Norden.





2 Kleineres Fragment der Kirchberger Tapetenreste (36,4 cm x 27,7 cm) im Fundzustand, Auflicht.

3 Größeres Fragment der Kirchberger Tapetenreste (50,4 cm x 27,3 cm) im letzten Stadium der Retusche, Auflicht.

4 Manufaktur Joseph Dufour (Paris), Muster von Flächendekor und Unterborte der handbedruckten klassizistischen Papiertapete (um 1808).



Unter den 120 Tapetenmanufakturen, die Frankreich 1808 zählte, ragten das elsässische Unternehmen Zuber & Cie und die Manufaktur von Joseph Dufour in Paris heraus. Ihre Produkte wurden weltweit an die Höfe Europas, nach Russland und Amerika vertrieben.

Das Design

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die so genannten Draperiedekore besonders begehrt. Das Motiv des kunstvollen, aber schlichten Faltenarrangements, wie es auch die Kirchberger Tapetenreste zeigen, entsprach der zeitgenössischen Mode des Empire.

Die erhaltenen Fragmente waren Bestandteil einer Oberborte – sie bildeten also den oberen Abschluss unter dem Deckenansatz. Diese Position am oberen Ende der Wand belegen eine gewinkelte Deckenleiste im Hintergrund der Darstellung und das ausladende, dunkelbraune Konsolgesims darüber. Darunter erscheint ein schmaler Streifen der Putzwand, die ein kunstvoll gefalteter Querbehang aus dunkelrotem Samt und grün-weiß gestreifter Seide verdeckt.

Druckwerk und Motiv zeichnen sich durch ein farblich bemerkenswert variantenreiches, fein nuanciertes Licht-Schatten-Spiel aus. Der Schattenwurf der kleinteiligen Knitterfalten des Seidenstoffes kontrastiert dabei mit den großen Schattenpartien der rund gewölbten Schüsselfalten des Samtgewebes. Die Veloutierung der Samtbereiche schafft eine haptische Dimension. Sie verstärkt die Differenzierung von matt-pelzigem Samt und schimmernd-glatter Seide und steigert so die hohe Plastizität und räumliche Tiefe des illusionistischen Motivs.

Ein vergleichbares Muster von Flächendekor und Unterborte befindet sich in der Sammlung des Deutschen Tapetenmuseums in Kassel (Abb. 4). Es zeigt den gestreiften Seidenstoff der Oberborte in vertikal drapierten Stoffbahnen, die in großzügigen horizontalen Stufen gerafft sind. Mit der Unterborte enden die Stoffkaskaden; man wieder-

holte dort das Motiv des Querbehangs von der Oberborte. Auf dem abschließenden Sohlbankgesims steht vor jeder Stoffbahn eine von zwei Putten flankierte Korbvase (Abb. 5). Dieses Gesims bekrönt eine Holzlamperie, ein seinerzeit übliches Ausstattungselement. Und wie das Konsolgesims im unteren Anschluss an eine Deckenvoute verlängert es den tatsächlichen dreidimensionalen Raum ins illusionistische Tapetenbild und täuscht so gekonnt über die Nahtstelle hinweg.

Das vorliegende Tapetenmuster wurde von Xavier Mader im Auftrag der Pariser Manufaktur von Joseph Dufour entworfen und 1808 zum ersten Mal aufgelegt. Der Druck erfolgte wahlweise mit grünen oder blauen Streifen.

Im originalen Raumzusammenhang sind in Deutschland nur zwei Exemplare dieser Draperietapete bekannt: Die blau-weiß gestreifte Variante zierte den „Blauen Salon“ von Schloss Corvey an der Weser, die grün-weiß gestreifte Version den „Grünen Salon“ auf der Schelenburg nahe Osna-brück (Abb. 6). In beiden Fällen datiert man die Tapetendekoration in die Jahre um 1820. Darüber hinaus dienten beide Räume in der fraglichen Zeit als Empfangssäle, erfüllten mithin eine wichtige repräsentative Funktion. Eine Rechnung des Kasseler Tapetenfabrikanten Arnold aus dem Jahr 1821, die im Zusammenhang mit der Neudekoration des Bibliotheksimmers von Gut Brünchenhain (Hessen) erhalten blieb, belegt darüber hinaus den hohen Preis der französischen Handelsware von rund 36 Reichstalern für rund 10 m Wand.

Der Kontext

Hersteller und Preis sprechen für eine ursprüngliche Anbringung der Tapetenfragmente in Schloss Kirchberg, zumal die Gemeinde trotz der Residenzwerdung der Stadt 1701 stark landwirtschaftlich geprägt war.

Die heutige Gestalt des Schlosses geht auf die letzte große Baumaßnahme zurück: Ab 1738 erfolgte nach Plänen von Leopoldo Retti, seinerzeit „Ingenieur-Capitän“ am markgräflichen Hof von

Ansbach, der Umbau der vormals trutzigen Vierflügelanlage aus der Renaissance zur Barockresidenz mit Ehrenhof. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Schloss verkauft und zum Altenwohnheim umgebaut; die historische Ausstattung wich einer gänzlich neuen Binnenstruktur. Der Auszug des Altenheims 2012/13 veranlasste das Landesamt für Denkmalpflege, eine Bestandsdokumentation zu beauftragen; darauf aufbauend werden Bau- und Ausstattungsgeschichte der Schlossanlage derzeit im Rahmen einer Dissertation an der Technischen Universität München erforscht. Zahlreiche Schriftquellen und historische Fotos dokumentieren eine ehemals vielgestaltige und anspruchsvolle Innenausstattung. Der Gebrauch von Papiertapeten verlief dabei in etwa analog zur allgemeinen historischen Entwicklung und begann um 1760 mit der Verwendung englischer Flocktapeten. Ab den 1780er Jahren bestellte man in regelmäßigen Abständen bei Benjamin Nothnagel in Frankfurt, einem der damals renommiertesten deutschen Tapetenhersteller und -händler, alternativ in Nürnberg oder Stuttgart. Papiertapeten waren in Kirchberg also frühzeitig fester Bestandteil der Wanddekoration.

Neben dem Gebrauch im Schloss verzierte man auch die Räume der Gartenarchitekturen mit Papiertapeten, darunter die künstliche Ruine am „Neuen Weg“, eine nach englischem Vorbild gestaltete Parkanlage im Bereich des mittelalterlichen Grabens. Dass die schwankenden klimatischen Bedingungen dort eine abnehmbare, bewegliche Unterkonstruktion aus Holz erforderlich machten, könnte das Trägerholz der vorliegenden Tapetenfragmente erklären. Vielleicht gehörten die Fragmente aber auch zu so genannten spanischen Wänden, die häufig mit Papiertapeten bespannt wurden. Diese mobilen, bisweilen mit Türen und Galerien versehenen Architekturelemente dienten, je nach Größe, als Sichtschutz oder Raumteiler.

Ein Brand im Corps de Logis 1806 machte die Neugestaltung des „Gelben Zimmers“ erforderlich, wobei man ein anspruchsvolles Konzept des Gothaer Hofmalers Heinrich D. T. Spangenberg (ca. 1764–1806) umsetzte. Die Papiertapeten wurden ausnahmsweise aus Straßburg geliefert, darunter eine gelbe Draperietapete, wunschgemäß ohne die „gehackte Wolle“ – gemeint war der Flock. Eine historische Aufnahme dieses Zimmers (Abb. 7) vermittelt einen Eindruck des verlorenen Dekorationsensembles.

1819 erbte Fürst Ludwig das Schloss und übernahm die väterlichen Gemächer im Corps de Logis. Im Rahmen der obligatorischen Umgestaltung und Neueinrichtung wurde dabei unter anderem in ein „grünes Cabinet“ investiert. Dieses Kabinett befand sich in der Flucht des Privatappartements und diente vermutlich auch zum Empfang von Gästen.

Eine ausführliche Papiertapetenbestellung bei Oberndorf in Stuttgart begleitet die erhaltene Renovierungsakte. Hinter den Artikelnummern des Bestellzettels versteckt sich möglicherweise auch die vorliegende Draperietapete; dafür sprechen zumindest der Zeitraum der Neugestaltung sowie die Bestimmung und die Bezeichnung des Raumes.

Druckwerk und Technik

Im Sommer 2014 wurden die beiden Kirchberger Tapetenfragmente an den Studiengang Konservierung und Restaurierung von Kunstwerken auf Papier-, Archiv- und Bibliotheksgut der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart zur Bearbeitung übergeben.

Die vorliegende klassizistische Papiertapete ist ein anschauliches Beispiel für die handwerkliche Produktionsweise an der Schwelle zur Industrialisierung. Der Druck erfolgte im Hochdruckverfahren mit Holzmodellen. Wie bei Stempeln drucken dabei die erhabenen Partien das Muster. Die nicht druckenden Bereiche wurden zuvor aus dem Druckstock herausgeschnitten.

Die bei den Kirchberger Fragmenten verwendete Leimfarbe, mit Proteinleim versetzte Pigmente, die eine pastose, im Auftrag deckende Konsistenz kennzeichnet, garantierte die präzisen und leuchtstarken Dekore, die vor allem die exquisiten Papiertapeten der französischen Manufakturen auszeichneten. Da für jede Farbe ein eigenes Modell hergestellt werden musste, stieg mit der Anzahl der Farben der handwerkliche Aufwand des Druckverfahrens. In Farbe und Motiv reiche Rapporte, wie sie die Draperietapeten zeigen, und rapportlose Bildtapeten waren daher besonders zeit- und kostspielig.

Bei einem solchen Mehrfachdruck überschneiden sich die Farbschichten, wodurch ein leichtes Re-

5 Schloss Corvey, Draperietapete im „Blauen Salon“. Detail der Unterborte mit vasenbekröntem Sohlbankgesims (um 1810/20).





6 Schelenburg, „Grüner Salon“ mit Draperie-tapetendekoration (um 1810/20).

lief entsteht. Dieser subtile Effekt war gewiss erwünscht, denn er verstärkt die Illusionswirkung der Tapete. Dies gilt noch mehr für den Einsatz von Flock zur Widergabe von samtene Geweben, denn das Material, geschnittene Wolle oder Seide, imitiert sich selbst – ein ästhetischer Topos, der die Illusion noch einmal steigert. Der Flock wird dazu auf die frisch mit Leim bedruckten Bereiche aufgestäubt. Er wurde entweder vorher gefärbt, was den Täuschungseffekt besonders forcierte, oder im weiteren Fertigungsprozess mit Farbe bedruckt. Das Papier wurde handgeschöpft; die Bogen waren kleinformatig und große Rapporte so lange unüblich, bis man im Laufe des 18. Jahrhunderts die Bogen vor dem Druck zu langen Bahnen zusammenfugte. Eine zweite Lage verstärkte diese Urform der „Papierrolle“, deren maschinelle Produktion in Endlosbahnen erst ab circa 1830 gelang. Das Papier der Fragmente besteht aus weißlichen Hadern und ist, dem hochwertigen Druckwerk angemessen, von guter Qualität. Die untere Lage ist dicker, etwas dunkler und enthält gröbere Fasern.

Im Streiflicht (Abb. 8) sind das Relief der Druckfarben, der Flock und die überlappenden Klebränder der Papierbogen beider Lagen gut erkennbar.

Der Fundzustand

Der Zustand der Fundstücke war desolat. Druckwerk, Papier und Holzträger wiesen etliche mechanische Verletzungen, Schmutz und Schimmel auf. Die restauratorischen Maßnahmen zielten in erster Linie auf die Sicherung. Dass man die Papiertapeten bis zum Fund mit weiteren Fragmenten über Jahrzehnte in einem Schuppen aufbewahrte, verschlechterte ihren Zustand immens. Die erste Untersuchung zeigte jedoch, dass das Schadensbild nicht ausschließlich auf die Zeit nach der Demontage zurückzuführen ist. Neben den Einlagerungsschäden sind Spuren einer längeren Nutzung zu erkennen: Zum einen überkleben Fetzen einer zweiten Tapete das kleinere Fragment (Abb. 2), ihre Musterrückstände zeigen auf weißem Grund blau-graue Streifen gespickt mit schwarzen Punkten, die für eine frühe industrielle Fertigung im Zylinderdruckverfahren sprechen. Zum anderen existieren zahlreiche Löcher, die vermutlich von Nägeln und weiteren Haken stammen, von denen ein Haken fragmentarisch, der zweite in Form eines gebogenen Metallstreifens vollständig erhalten blieb. Diese Armierungen könnten sowohl Bestandteil eines historischen Klingelzuges als auch einer Aufputz-Verlegung von Elektroleitungen oder Kabeln gewesen sein. Darüber hinaus ist der obere Rand mit weißer Farbe überstrichen, ein Hinweis auf einen späteren Deckenanstrich.

7 Schloss Kirchberg an der Jagst, ehemaliges „Gelbes Zimmer“ mit Draperietapetendekoration nach einem Entwurf des Gothaer Hofmalers Heinrich D. T. Spangenberg (1806), aufgenommen um 1910.



Die Holzträger sind identisch: ein je 25 mm starkes Brett, das über einer weißen Grundierung grün gefasst ist. Während die unberührten Oberkanten wohl noch dem ursprünglichen Zuschnitt entsprechen (Abb. 9 oben), sind die unteren Kanten schräg abgebrochen (Abb. 9 unten). Die Oberflächen der seitlichen Kanten sind hell und zeigen die Bearbeitungsspuren einer Säge, mit der man die Tapete zuletzt verkleinerte.

Neben Fehlstellen, die sich über die gesamte Fläche des Druckwerks verteilen, ist die Tapete vor allem entlang des oberen Randes stark beansprucht, eingerissen und geknickt, wodurch sich die Papierlagen voneinander lösten; außerdem konzentrierte sich hier der Schmutz. Wasserränder und flächige Verfärbungen dokumentieren einen Wasserschaden, der die partielle Ablösung der Tapete auch vom Träger und eine stärkere Anhaftung des aufliegenden Schmutzes bedingte. Zudem befand sich in aktiver mikrobieller Befall zwischen den Schichten.

Konservierung und Restaurierung

Im ersten Schritt (Abb. 10) wurden lose aufliegende Schmutz- und Schimmelanteile an einer so genannten Reinen Werkbank durch eine feine Düse abgesaugt, anschließend die stärker anhaftenden Anteile mit einem Latexschwamm entfernt. Tief zwischen die Schichten vorgedrungene Partikel mussten mithilfe einer feinen Pinzette und individuell präparierten kleinen Schwammstücken entfernt werden. Diese aufwendige Maßnahme trug bereits sehr zu einer ersten Verbesserung des Erscheinungsbildes bei.

Der zweite Schritt zielte auf die Planlegung der Tapete. Dazu wurden die geknickten und eingerollten Bereiche an den Ober- und Unterkanten zurückgelegt und mit einer wasserdampfdurchlässigen mikroporösen Membran in Kombination mit einem aufliegenden Löschkarton befeuchtet. Während des Trocknungsprozesses waren die Tapeten mit Polyestervlies und Löschkarton abgedeckt und leicht beschwert. Risse wurden mit Weizenstärkekleister gesichert.

Die nachfolgende Retusche (Abb. 3; 11) wurde über einer Isolierungsschicht aus einprozentiger Methycellulose in Wasser mit Aquarellfarben so weit durchgeführt, wie es für den motivischen Zusammenhang erforderlich war.

Abschließend wurde eine adäquate Aufbewahrung in Form einer staubschützenden Konstruktion aus alterungsbeständiger, verwindungssteifer Wellpappe hergestellt. Sie gewährleistet den Schutz vor mechanischen Einwirkungen und moderaten, kurzfristigen Klimaschwankungen. Die Verpackung besteht aus einer säurefreien und alterungsbeständigen rechteckigen Schachtel mit Stülpedeckel, in der die Fragmente jeweils auf einer

Wellpappenunterlage mit ausreichend Abstand übereinander liegen. Die seitliche Sicherung erfolgt durch Blöcke aus Polyethylenschaum.

Resümee

Auch wenn die Provenienz der Kirchberger Tapetenreste zurzeit nicht abschließend gesichert werden kann, legen die Rechercheergebnisse nahe, dass sie zur historischen Ausstattung von Schloss Kirchberg zählen. Eine Datierung analog zu den Vergleichsbeispielen um 1820 ist im Zusammenhang mit den bekannten Ausstattungsphasen wahrscheinlich.

Durch die Aufnahme der restaurierten Fragmente in die Sammlung des Sandelschen Museums von Kirchberg an der Jagst ist nicht nur eine adäquate Verwahrung in unmittelbarer Nähe zum Fundort gewährleistet. Die öffentliche Ausstellung vermag darüber hinaus die kulturhistorische Bedeutung von Papiertapeten gerade dort ins Bewusstsein zu rufen, wo eine Vielzahl historischer Häuser, von äußeren Einwirkungen verschont, die vergangenen Jahrhunderte weitgehend unversehrt überdauerten. Langfristig wird so auch ein wertvoller Beitrag zum Verständnis der Gattung Tapete geleistet, ein

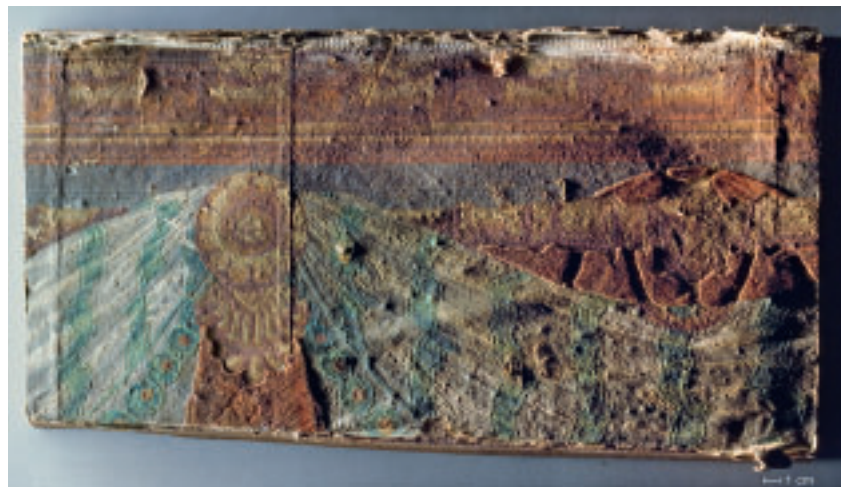
Glossar

Reine Werkbank

Allseits geschlossene Werk- bzw. Arbeitsbank mit aufklappbarer Frontverglasung und integriertem Luftfiltersystem zum Schutz für Objekt und Bearbeiter.

8 Größeres Fragment der Kirchberger Tapetenreste im Fundzustand, Streiflicht von links.

9 Kleineres Fragment der Kirchberger Tapetenreste im Fundzustand, Ansicht Oberkante (oben) und Unterkante (unten), Auflicht.



10 Kleineres Fragment der Kirchberger Tapetenreste: Fundzustand (1), nach der Reinigung (2), beim Trocknen (3), nach der Risschließung (4).



wichtiger denkmalpflegerischer Schritt, der sich mit Sicherheit positiv auf den Erhalt noch unbekannter Objekte auswirken dürfte.

Dank gilt der Finderin, Grete Gonser, auch für die finanzielle Unterstützung des Projekts; Prof. Dr. Irene Brückle und Dr. Dipl.-Rest. Andrea Pataki-Hundt (ABK Stuttgart), die die konservatorischen und restauratorischen Arbeiten betreuten, dem Museums- und Kulturverein Kirchberg und der Stadt Kirchberg an der Jagst als Trägerin des Sandelschen Museums sowie dem Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein.

Literatur

Lena Stephanie Becker: Ein Papiertapetenfragment der Manufaktur Dufour. Zur Rekonstruktion eines ver-

loren Dekurationsensembles von Schloss Kirchberg an der Jagst, in: Württembergisch-Franken. Jahrbuch, hg. v. Historischen Verein für Württembergisch-Franken (erscheint 2016).

Heinrich Olligs: Tapeten. Ihre Geschichte bis zur Gegenwart, 3 Bde., Braunschweig 1970.

Praktischer Hinweis

Schloss Kirchberg an der Jagst
Schloßstraße 16

74592 Kirchberg an der Jagst

Die Vierflügelanlage wurde um 1590 über einer hochmittelalterlichen Burg errichtet und ab 1738 barockisiert. Die Gärten stammen aus dem 18./19. Jahrhundert.

Schlossgelände und Gartenanlagen sind öffentlich zugänglich. Eine Besichtigung der Innenräume ist eingeschränkt im Rahmen von kulturellen Veranstaltungen möglich.

Sandelsches Museum in der Alten Lateinschule (errichtet 1748)

Kirchstraße 17

74592 Kirchberg an der Jagst

geöffnet sonn- und feiertags von 14–17 Uhr

Lena Stephanie Becker M.A.

Görresstraße 24

80798 München

Yvonne Wiegand

Studentin ABK Stuttgart

Stuttgarter Straße 183

70469 Stuttgart

11 Größeres Fragment der Kirchberger Tapetenreste: Gegenüberstellung Fundzustand (oben) und Retusche im letzten Stadium (unten), Auflicht.



Kunst und Kaserne

Die Großdeutschlandkaserne in Heidelberg

Die Großdeutschlandkaserne in der Heidelberger Südstadt gehört zu den aufwendigsten Wehrmachtsanlagen, die im Zuge der Remilitarisierung der Rheinebene ab 1935 errichtet wurden. Trotz normierter Gebäudeprogramme und Bauformen entstand eine Architektur individueller Prägung, die bei allem Traditionalismus auch moderne Züge zeigt. Der malerische und bildhauerische Schmuck, ein Triptychon, vier Statuen und 32 lebensgroße Reliefs von Soldaten unterschiedlicher Zeitstellung, bediente die kriegsverherrlichende Ideologie der Nationalsozialisten. Die dargebotene Uniformparade vom 2. Jh. n. Chr. bis zum Dritten Reich ist ohne Beispiel. Erst 2014, nach Abzug der US-Army, waren die Bedingungen gegeben, das künstlerische Konzept zu untersuchen.

Melanie Mertens



Baugeschichte

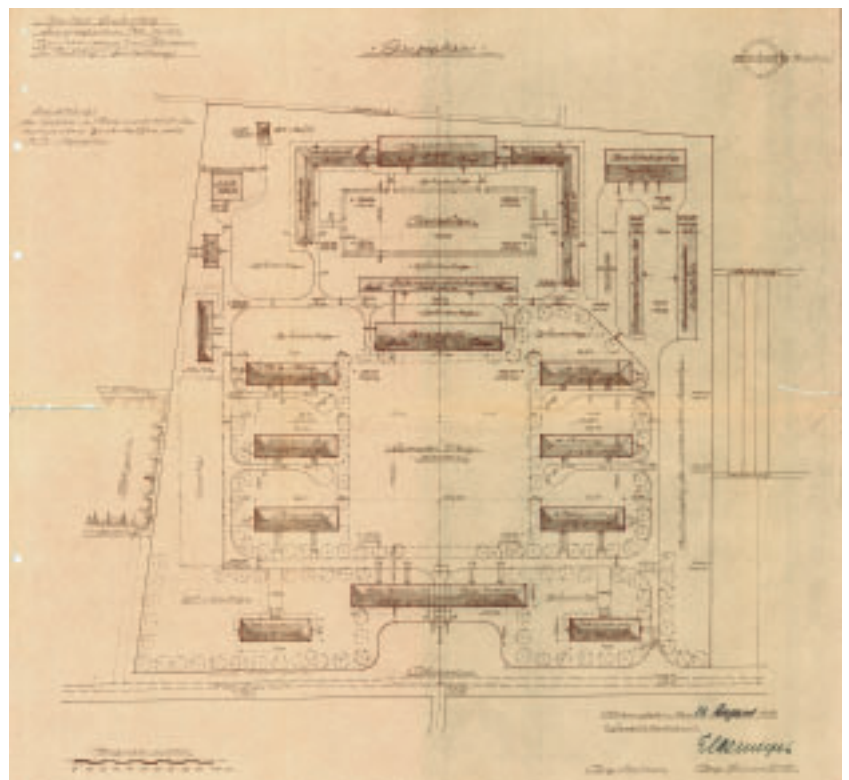
Bis 1936 standen dem Militär in Heidelberg nur ältere Kasernen in der beengten Altstadt sowie die 1913/14 erbaute Infanteriekaserne am Kirchheimer Weg zur Verfügung. Mit zwei neuen umfangreichen Komplexen, der Großdeutschlandkaserne in der Südstadt und der Nachrichtenkaserne in Rohrbach, und dem Ausbau der Kirchheimer Anlage als Grenadierkaserne wurde der Standort Heidelberg deutlich aufgewertet. Zuständig war das Heeresbauamt Mannheim, das anlässlich der Neubauten eine Zweigstelle einrichtete. Die Großdeutschlandkaserne entstand ab 1936 für das neu aufgestellte Infanterieregiment Nr. 110 nach Plänen von Amtsvorstand Regierungsbaurat Dr. Dietrich Lang, die Ausführung oblag Regierungsbaumeister A. Glasmeier. Das Richtfest des Stabsgebäudes am 17. Juli 1937 ging mit den üblichen parteibelobigenden Presseberichten einher. Bezogen wurde das Areal im Oktober desselben Jahres, nicht ohne mit einer feierlichen Parade durch die Stadt auf das Ereignis hinzuweisen. Die Bauarbeiten dauerten bis zum Frühjahr 1938 an. Den Namen „Großdeutschlandkaserne“ erhielt die Anlage erst nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938.

Typus Wehrmachtskaserne

Die Großdeutschlandkaserne ist hinsichtlich ihrer Organisation und Bauweise eine typische Wehrmachtskaserne der Infanterie entsprechend den Vorstellungen von Reichswehrministerium und Heeresbauverwaltung. Funktionale, hygienische und luftschutztaktische Kriterien hatten einen reichsweit gültigen Normentwurf hervorgebracht, der über

Richtlinien, Erlasse und programmatisch ausgerichtete Veröffentlichungen sowohl an direkt Beteiligte als auch in Teile der Öffentlichkeit vermittelt wurde. Den Standort diktierten Luftgefährdung, Topografie, Verkehrsanbindung und Verfügbarkeit. Die Disposition ist dezentral organisiert und von Regellaß und Symmetrie bestimmt. Das Bauprogramm umfasste Stabsgebäude, Mannschaftshäuser, Wirtschaftsgebäude (Kantinen), bisweilen ein Offiziersheim, und die der jeweiligen Waffengattung entsprechenden Sonderbauten und Freiflächen. Unterkunfts- und Administrationsberei-

1 Lageplan, gewestet. An der Zufahrt das Stabshaus, rechts und links des Exerzierplatzes die Mannschaftshäuser, dahinter die Reithallen, Ställe und Garagen.





2 Stabshaus. Sein Volumen umfasst mehr als zwei Mannschaftshäuser, zudem hebt es sich durch Fassade und Uhrenturm ab.

che wurden von technischen Bereichen getrennt. Die Form der Stabs- und Mannschaftshäuser (Rechteckbau unter Walmdach), Größe (dreigeschossig, 15–20 auf 3–5 Achsen) und die Grundrissaufteilung (zwei Treppenhäuser, 2,5 m breite Mittelflure) waren festgeschrieben. Das Wachlokal wurde meist in einem nahe der Zufahrt liegenden Mannschaftshaus untergebracht. Die Wirtschaftsgebäude konzipierte man kleiner (zweigeschossig, 15 auf 4 Achsen) und mit einem dreiteiligen Treppenhaus besonders distributionsstark. Oft erhielten sie ein Uhrentürmchen.

Spielräume lagen vor allem im gestalterischen Bereich, in der Wahl des Baumaterials und des Bauschmucks. So finden sich einerseits architektonisch nahezu austauschbare Kasernenbauten, egal ob in Delmenhorst, Schweinfurt oder Mannheim, und andererseits sehr landschaftstypische Beispiele wie in Brandenburg an der Havel mit Motiven der märkischen Backsteingotik (1936) oder im bayerischen Degerndorf mit flach geneigtem Satteldach und Zwiebelhaube auf dem Uhrentürmchen (1940).

Die Großdeutschlandkaserne

In Heidelberg fiel die Standortwahl auf das plane Gelände südlich der Weststadt, das einen luftsicheren Abstand zum Stadtkern bot und 1935 noch weitgehend unbebaut war. Die Größe der Anlage ging mit über 16 ha deutlich über die Norm von circa 7 bis 9 ha hinaus (Abb. 1). Als motorisierte Infanterie benötigte das Regiment 110 so-

3 Exerzierplatz und nördliche Mannschaftshäuser, Aufnahme 1952.



wohl Pferde als auch Kraftfahrzeuge, was die Zahl der Gebäudetypen beträchtlich erhöhte. Zwanzig Gebäude, die meisten in Nord-Süd-Ausrichtung, verteilen sich in regelhafter, symmetrischer Anordnung auf einer rechteckigen, eingefriedeten Parzelle, die vom Römerweg, 1937 eigens zur Straße ausgebaut, erschlossen wird. Der ungewöhnlich langgestreckte Riegel des Stabsgebäudes (Abb. 2) und zwei ihn flankierende Wirtschaftsgebäude grenzen das Areal zur Straße ab. Westlich folgen die Mannschaftshäuser, drei Reihen à zwei Gebäude, die den Exerzierplatz in ihre Mitte nehmen (Abb. 3). Seine große Freifläche ist dem zentralen Riegel der Exerzierhalle vorgelagert, mit der er funktional eng verzahnt ist. Jenseits des Platzensembles liegt die weit aufgespannte Dreiflügelanlage aus Doppelreithalle und schmalen Stallflügeln, die einen Reitplatz umschließen. Nördlich finden die KFZ-Gebäude, südlich Krankenstall und Waffenmeisterei sowie – weitab der Unterkünfte situiert – das Gashaus Platz. Weitere Freiflächen dienen als Turnplatz und Aufstellplatz für motorisierte Fahrzeuge.

Der Architekt unterschied im Bauduktus die Unterkunfts- und Administrationsgebäude als höher-rangige Bauaufgabe von den rein technischen Gebäuden. Mannschaftshäuser und Wirtschaftsgebäude sind als Putzbauten mit Sandsteingliederung und schiefergedeckten Walmdächern traditionalistisch geprägt. Sockel, Treppenhausachsen, Portale und Gebäudekanten zeigen Sandsteinverkleidungen, darüber hinaus charakteristische schmiedeeiserne Aushänger, Laternen und Balustraden. Exerzierhalle, Reithaus, Stallungen und KFZ-Bauten sind hingegen als Betonskelettbauwerke mit violetter Klinkerausfachung teils nüchtern-neusachlich, teils expressionistisch mit Zwerchhäusern und Ziersetzungen gestaltet. Dabei galt, je „technischer“ die Funktion, desto sachlicher – und damit aus heutiger Sicht: moderner – die Form.

Das Stabsgebäude

Das Stabsgebäude weist mit 41 Achsen und 130 m Länge bei ungestaffelter Fortsetzung dreier Vollgeschosse und durchlaufendem Walmdach eine

ungewöhnliche Kubatur auf. Der durch eine Sandsteinfassade mit Statuen und einen Uhrenturm herausgehobene Mittelteil (Abb. 4) bezeichnet die Sonderfunktionen des Baus: ranghöchster Dienstsitz des Regiments, Schrittmacher des Soldatenalltags, zentrales Kasernenportal und Wache.

Die Sandsteinfassade ist mit kolossalen, kannelementierten Kreuzpfeilervorlagen besetzt, deren feierliche Strenge der Bedeutung der hinter ihr liegenden Räumlichkeiten entsprach. Der Uhrenturm greift das Motiv des aus kantigen Stegen gebildeten Kreuzpfeilers auf. Der hohe, überschlankte Zylinder mit flachem Kegeldach bringt die moderne Formensprache der Gliederung besonders zur Geltung. Die Vorstellung, der elegante, gar nicht monumental daher kommende Turm sei eine Ergänzung der fünfziger Jahre, ist weit verbreitet. Tatsächlich haben Kolossalgliederung und Uhrenturm wenig mit der traditionalistischen Heimatschutzarchitektur zu tun, die das Gestaltungskonzept der Kaserne prägt. Sie sind dem so genannten abstrakten Klassizismus zuzurechnen, der Tendenzen der konservativen Architektur vor dem Ersten Weltkrieg aufgriff und im Sinne eines reduzierten Klassizismus weiterentwickelte. Der hohe Abstraktionsgrad des Uhrenturmzylinders erstaunt dennoch und ist ohne Vergleich.

Die überlebensgroßen Statuen markieren das Wachlokal, das zusammen mit den Arrestzellen sowie dem Kassen- und Patronengelass neben der Durchfahrt untergebracht war. Sie stellen Soldaten aus unterschiedlichen Epochen der deutschen Militärgeschichte dar. Die chronologische Reihe (v.r.n.l.) eröffnet ein Jäger aus der Zeit der Koalitionskriege mit Zschako und Bataillonsfahne. Die folgende Figur gleicht mit Dreispitz, zurückgeschlagenen Rockschoßen und vor sich aufgestelltem Gewehr einem Infanteristen aus der Zeit um 1800. Auf der anderen Seite der Durchfahrt verweisen Pickelhaube und geschlossener Rock auf die Soldaten zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg. Die beschließende Statue (Abb. 5) präsentiert mit Stahlhelm und langem Mantel die (bauzeitliche) Gegenwart der neu begründeten Wehrmacht. Nicht zufällig ist der die Fahne kraftvoll nach vorn reißende Soldat die dynamischste Gestalt der Aufstellung. Die Historisierung der Figuren durch Uniformen und Waffen diente der Legitimation des neu aufgestellten Regiments Nr. 110. Das gleichnamige 2. Badische Grenadier-Regiment Nr. 110, 1852 als 2. Linien-Infanterieregiment gegründet, hatte seinen Sitz in Heidelberg. Die älteren Figuren verweisen auf die Anfangszeit der Badischen Armee während der Koalitionskriege und nach Entstehung des Großherzogtums Baden 1806.

Als Schöpfer der Statuen gilt der Karlsruher Bildhauer Emil Sutor (1888–1974), der ein Jahr zuvor

für die Heidelberger Chirurgie die ideologisch aufgeladene Figurengruppe „Germanische Familie“ gestaltet hatte. Seit dem „Hürdenläufer“, im Kunstwettbewerb der Berliner Olympiade 1936 mit der Goldmedaille ausgezeichnet, erfreute sich Sutor in der Führungsschicht der Nationalsozialisten großer Beliebtheit. Stilistisch ist die Zuschreibung an Sutor belastbar. Die nur grob ausgearbeiteten Formen, die eine idealtypische Stilisierung des Wehrmachtssoldaten in den Vordergrund stellen, und das Motiv des energisch vorwärts schreitenden Fahnenträgers finden sich in ganz ähnlicher Weise bei den Kriegerdenkmalen in Forbach (Abb. 6) und auf der Reichenau sowie im Entwurf zum SA-Denkmal für Singen.

Die Portalreliefs

32 unterschiedliche Reliefs von Kriegern beziehungsweise Soldaten in historischen Kriegstrachten mit zugehöriger Bewaffnung zieren die 70 cm

4 Stabshaus. Soldatenstatuen bezeichnen das Wachlokal, kolossale Vorlagen und der Uhrenturm den Sitz des Stabes.



Glossar

Musivische Glasmalerei

Kombination von Mosaikverglasung und Glasmalerei, bei der sowohl Bleiruten als auch Malerei die Zeichnung ausmachen.

5 Wehrmachtssoldat mit Fahne. Wächter und stilisierte Leitfigur der kasernierten Soldaten.

6 Forbach, Kriegerdenkmal von Emil Sutor, 1939 entworfen, 1941 realisiert.

breiten Laibungen der 16 Portale zu den Mannschaftshäusern. Alle dargestellten Figuren unterscheiden sich hinsichtlich Physiognomie und Kriegstracht. Die Gemeinsamkeiten sind formaler Natur: flach gearbeitete, fast grafisch anmutende Reliefs lebensgroßer Figuren, die von einer kräftigen aufgeweiteten Schattenfuge umrissen werden, eine Dreiviertelansicht der Körper, häufig kombiniert mit einem ins Profil gedrehten Kopf. Die Abfolge ist chronologisch aufgebaut und wandert vom vorderen nördlichen Mannschaftshaus gegen den Uhrzeigersinn über die dahinter gestaffelten Gebäude zum vorderen südlichen, um in der Hofseite des Stabsgebäudes ihren Schlusspunkt zu finden. Jahreszahlen, die neben den Köpfen der Figuren eingemeißelt sind, datieren die Trachten, als wären es Blätter einer didaktisch aufgebauten Uniformkunde. Der zeitliche Bogen beginnt 150 n. Chr. und endet mit dem Bezug der Kaserne 1937. Der erste Krieger der Reihe ist durch die Haartracht, einen Suebenknoten, und die Bekleidung, eine Thorsberg-Hose mit Füßlingen (benannt nach dem Fundort im Thorsberger Moor), als „germanisch“ gekennzeichnet (Abb. 7). Während diese Merkmale auf historischen Funden basieren, dient der nackte Oberkörper des Kämpfers einer heroischen Stilisierung. Der folgende, für die Zeit um 400 n. Chr. beanspruchte Krieger trägt spätromisch geprägte, im Details jedoch „germanisierte“ Kleidung und Bewaffnung: die Chlamys (Soldatenmantel) über der Tunika wird von einer Bügelfibel – eigentlich ein weibliches Trachtaccessoire – gehalten, die üppige Bewaffnung umfasst Lanze, Franziska (Wurfaxt), Spatha (zweischneidiges Hiebschwert) und einen römischen Pugio (Dolch). Die Einzelheiten verweisen auf profunde archäologische Kenntnisse des Bildautors, wobei den historisch belegten Beklei-

dungs- und Bewaffnungsstücken mehrfach von Fantasie – und möglicherweise Ideologie – geprägte Elemente beigemischt werden. Ab dem mittleren 18. Jahrhundert sind in der Ausarbeitung der Kleidung, Taschen und Waffen Bezüge zur Badischen Armee erkennbar. So finden sich Grenadiere und Infanteristen des Badischen Leib-Regiments aus den Jahren 1750, 1806, 1810, 1812 usw. (Abb. 8; 9). Von 1914 zeugt ein Soldat des 2. Badischen Grenadier-Regiments Kaiser Wilhelm I. Nr. 110, das im Ersten Weltkrieg an der Westfront kämpfte. Zweck der Reliefs war die identitätsstiftende Wirkung bei den Infanteristen des neu aufgestellten Regiments Nr. 110, die mittels der Figuren eine Zeitreise durch die deutsche Militärgeschichte erlebten, jedes Mal, wenn sie die Türen zu ihren Unterkünften passierten. Dabei ging es nicht um die Schlachten- oder Ereignisgeschichte, sondern um die Entwicklung des Berufsstandes und um die technische Fortentwicklung dessen Ausrüstung und Bewaffnung. Die (bauzeitliche) Gegenwart wurde als Höhepunkt gesehen. Ein Infanterist mit Maschinengewehr schuf den konkreten Bezug zur M.G.-Kompagnie, die im südwestlichen Mannschaftshaus untergebracht war (Abb. 10). Die Quellen für das Bildprogramm sind nicht abschließend geklärt. Es wird einer spezifischen Studie bedürfen, um die verschiedenen Vorbilder zu präzisieren und die zu beobachtenden Eklektizismen auszudeuten. Für die jüngeren Darstellungen ab 1700 kommen die umfangreichen Blattsammlungen Richard Knötels (Abb. 11) in Betracht, die von 1890 an in 18 Bänden herauskamen und in den 1930er Jahren in verschiedenen Ausgaben neu aufgelegt wurden.

Für „Volk und Reich“

Das Offiziersheim besitzt eine Festraumfolge, dessen Vestibül den Besucher mit einem beeindruckenden Farbglasbild empfängt. Als einzige Außenwand zieht die raumhohe musivische Glasmalerei in roten und erdigen Tönen alle Blicke auf sich (Abb. 12). Drei überlebensgroße Kriegerdarstellungen in der Art eines Triptychons beherrschen das Bild, Spruchbänder klären über ihre Ideale auf: Der mittelalterliche Ritter links tritt für „Minne“ an, der frühneuzeitliche Landsknecht für „Sold“. Im Zentrum, im Sinne des Höhepunkts einer ethischen Entwicklung, steht der Wehrmachtssoldat, der für „Volk und Reich“ kämpft. Der Bezug zur Großdeutschlandkaserne wird durch das von Eichenlaub umkränzte Medaillon „IR 110“ (Infanterieregiment 110) klar herausgestellt. Die Stadtwappen von Mannheim (links) und Heidelberg (rechts) verweisen auf die Standorte des Regiments. Erstaunlicherweise stammen die Glasarbeiten nicht aus einer Heidelberger Werkstatt, sondern aus der Mayer'schen Hofkunstanstalt in München. Die Ent-





7 Portalgewände eines Mannschaftshauses mit Kriegerrelief. „Germanischer“ Krieger mit Suebenknoten und Thorsberger Hose.

8 Grenadier von 1750 mit Handgranate. Auf der Patronentasche und auf der Grenadiermütze das Monogramm Kurfürst Carl Friedrichs.

9 Infanterist des Leib-Regiments von 1810 mit Raupenhelm und badischer Plakette.

10 Wehrmachtsoldat von 1937 mit Maschinengewehr.

würfe fertigte der ebenfalls dort ansässige Maler Max Lacher (1905–1986), der durch monumentale Wandbilder für die Reichspost in Berchtesgaden auf sich aufmerksam gemacht hatte.

„Kunst am Bau“ oder: Warum der Aufwand?

Die künstlerische und kunsthandwerkliche Ausstattung von Kasernen wurde durch den 1934 vom Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda erlassenen „Kunst-am-Bau-Erlass“ zweifellos begünstigt. Der Erlass sah vor, bei allen Hochbauten der öffentlichen Hand einen bestimmten Prozentsatz der Gesamtbausumme (bei Neubauten etwa 2,5 %) für Arbeiten der bildenden Kunst und des Kunsthandwerks zu verwenden. In den Jahren bis 1939 (als alle „nicht kriegswichtigen“ Bauten verboten wurden) entstanden vor allem Behörden, Schulungsgebäude und Kasernen. Ein Großteil der Fördersumme wurde für die Ausstattung mit Hoheitszeichen, Adlern, Fahnen, Standarten und Pylonen verbraucht. Zwar warben Publikationen wie die Artikelreihe „Kunst und Kaserne“ in der Zeitschrift für die Heeresverwaltung für den Einsatz aller Kunstgattungen, in der Praxis blieb dies die Ausnahme. Die großzügige künstlerische Ausstattung der Großdeutschlandkaserne lässt sich durch die Förderpolitik sicher nicht erklären. Zu teuer, zu umfangreich, ein anderes Kaliber, um im Bild zu bleiben.

Der Heidelberger Standort scheint sich besonderer Fürsprache in Berlin erfreut zu haben. Darauf verweisen viele Aspekte: der in Berlin geläufige „abstrakte Klassizismus“ des Stabsgebäudes, der (mutmaßliche) Urheber der Statuen Emil Sutor, der zeitgleich in Berlin reüssierte, und der Künstler der musivischen Glasmalerei Max Lacher, ein Münchner, der dem Führungsstab um Hitler durch seine Tätigkeit in Berchtesgaden bekannt war. Die Ausführung des Glasgemäldes in der berühmten Ma-

yer'schen Hofkunstanstalt in München schließlich unterstreicht die untergeordnete Rolle, die Mannheim und Heidelberg im Ausstattungsprozess der Kaserne einnahmen. Auch der Autor der trachten- sowie waffenkundlich anspruchsvollen und ikonografisch komplexen Kriegerparade ist schwerlich im Mannheimer Heeresbauamt zu verorten. Einfluss auf die Berliner Fürsprache dürfte die Rolle der Stadt Heidelberg in der Kulturpropaganda des Dritten Reichs und in der persönlichen Wertschätzung einiger hoher Regierungsmitglieder gehabt haben. 1934 hatte Propagandaminister Goebbels die Reichsfestspiele im Hof der Heidelberger Schlossruine wiederbelebt, deren klassisch „deutsche“ Aufführungen einem internationalen Publikum die Kunstpflege des neuen Deutschland nahebringen sollten. Die Eröffnung einer großen neuen Thingstätte auf dem Heiligenberg 1935 wurde als Wiedergeburt einer vor Ort nachgewiesenen „germanischen“ Kultstätte inszeniert. Eine besondere



11 Badische Infanteristen nach der Uniformkunde von Richard Knötel, Zinkätzung von 1893.



Beziehung zur Stadt pflegte auch der in Heidelberg aufgewachsene Albert Speer, damals bereits Beauftragter für Städtebau im Stab von Rudolf Heß und ab 1937 Generalbauinspekteur für die Neugestaltung der Reichshauptstadt Berlin und anderer deutscher Städte. 1940 verwendete sich Speer dafür, dass Heidelberg in den Kreis der Neugestaltungsstädte aufgenommen wurde, eine Auszeichnung, die sonst nur Gaustädten wie Nürnberg, München und Weimar zuteil wurde. Sicher ist es wenig wahrscheinlich, dass Speer 1937 konkret Einfluss auf die Gestalt der Großdeutschlandkaserne nahm. Dennoch: Heidelberg genoss in der fernen Reichshauptstadt Berlin einen anderen Klang als die übrigen Städte im südwestdeutschen Raum, und das war offenbar Grund genug, sich in künstlerisch-propagandistische Fragen steuernd einzumischen.

Kulturdenkmal

1992 wurde die Großdeutschlandkaserne in das Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmale aufgenommen. Im Vordergrund standen das Gedenken an die Remilitarisierung der Rheinebene ab 1935, das die Kaserne exemplarisch dokumentiert, und die Würdigung der architektonischen Anlage, einerseits als militärischer Typenbau der 1930er Jahre, der in dieser Vollständigkeit und Qualität nur selten überliefert ist, andererseits als Träger einer kriegsverherrlichenden Ikonografie, für deren fantasievolle Ausarbeitung kein Aufwand gescheut wurde. Das künstlerische Konzept konnte erst 2014, nach Abzug der US-Army, untersucht werden, sodass heute eine differenziertere Vorstellung der Ausstattungsqualität der Großdeutschlandkaserne vorliegt.

Aus historischer Sicht tritt ein jüngerer zeitgeschichtlicher Aspekt hinzu: Auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges waren die bedeutendsten In-

stitutionen der US-Army und der NATO auf europäischem Boden in Heidelberg gebündelt. Wie kaum ein anderer Standort erinnert die seit 1948 Campbell Barracks getaufte Kaserne an die nachhaltige Präsenz der USA in Europa und an die Verankerung der Bundesrepublik Deutschland im Bündnis der westlichen Allianz. Baulich sind es vor allem das Command Center und der 1986/87 neugestaltete Paradeplatz, die von der fast siebzigjährigen Nutzung durch die US-Army zeugen. Sie sind – wie die gut erhaltenen Bauten der Großdeutschlandkaserne – Teil der denkmalgeschützten Sachgesamtheit.

Meinen Kollegen der Archäologie, allen voran Dr. Folke Damminger, danke ich herzlich für die Hilfestellung zu den frühen Kriegstrachten.

Literatur

Campbell Barracks: The Story of a Caserne 1937 to 1994, written by the Military History Office, edited by the HQ USAREUR/7A, Heidelberg 1994.

Lars Olof Larsson: Klassizismus in der Architektur des 20. Jahrhunderts, in: Albert Speer, Architektur, Arbeiten 1933–1942, Frankfurt 1978, S. 151–175.

W. E. Oesting: Der Bildhauer Emil Sutor, in: Ekkhart, 20. Jg., 1939, S. 116–123.

Bauten des Heeres, in: Monatshefte für Baukunst und Städtebau, 20. Jg., 1936, S. 373–388.

Richard Knötel: Uniformenkunde: Lose Blätter zur Geschichte der Entwicklung der militärischen Tracht in Deutschland, hrsg., gezeichnet und mit kurzem Texte versehen, 12 Bände, Rathenow 1890–1903.

Dr. Melanie Mertens

*Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsz Karlsruhe*

Hochwasserrisikomanagement und Denkmalpflege

Die ersten zurückgelegten Schritte verbessern den Umgang mit Hochwasser

Der Abfluss von Fließgewässern schwankt, daher sind Hochwasser, also zeitlich begrenzte Ereignisse, bei denen mehr Wasser fließt als im langjährigen Mittel und auch normalerweise nicht vom Wasser bedecktes Land überschwemmt wird, völlig normal.

Das Beispiel des Esslinger Schelztors zeigt, dass dieser Umstand die Menschen schon seit langer Zeit nicht daran hinderte, auch in hochwassergefährdeten Gebieten zu bauen: Das Bauwerk – ein Kulturdenkmal – war Teil der Befestigung der Pliensauvorstadt, mit der sich die einst hochwasserfrei gegründete Stadt Esslingen im 13. Jahrhundert in die Neckaraue ausdehnte. An einer 1894 angebrachten Hochwassermarken sind Hochwasser ab 1529 überliefert (Aufktbild). Die Frage des Umgangs mit Hochwassergefahren im Allgemeinen und des Schutzes von Kulturdenkmalen im Besonderen ist also relativ alt. Der vorliegende Artikel wendet sich in erster Linie an die Eigentümer von Kulturdenkmalen und die Unteren Denkmalschutzbehörden. Konkret geht es darum, wie man zu einer Hochwasserrisikoeinschätzung kommt, was man als einzelner Eigentümer tun kann und was aus Sicht der Denkmalpflege bei technischen Hochwasserschutzmaßnahmen zu beachten ist.

Nora Ruland/Michael Hascher

Zum Wandel des Umgangs mit Hochwasserrisiken

Der Umgang mit Hochwasserrisiken hat sich in der letzten Zeit stark gewandelt. Die Devise „Es soll möglichst wenig passieren“ löste den bisherigen, auf technische Lösungen fokussierten Grundsatz „Es soll trocken bleiben“ ab. Der neue Begriff des „Hochwasserrisikomanagements“, der auch im Wasserhaushaltsgesetz des Bundes (WHG) sowie im Wassergesetz des Landes Baden-Württemberg (WG) verankert ist, umfasst so organisatorische und technische Maßnahmen, die teils direkt, teils indirekt denkmalpflegerische Belange berühren. Ein aus Sicht der Denkmalpflege bemerkenswerter Fortschritt ist dabei, dass Kulturgüter in §73 (1) WHG explizit als relevante Schutzgüter benannt werden.

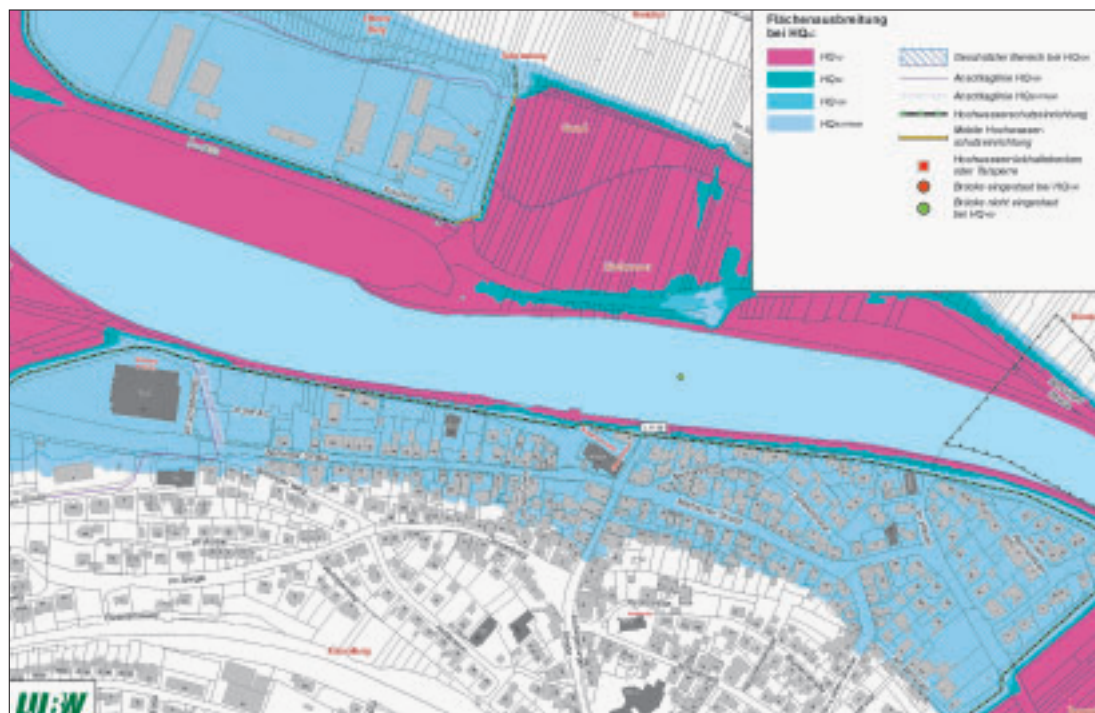
Die Vorgeschichte des Hochwasserrisikomanagements beginnt mit dem so genannten Jahrhunderthochwasser von 2002. Dieses vor allem an Elbe und Moldau Aufsehen erregende Schäden auslösende Ereignis führte zu einer verstärkten po-

litischen Auseinandersetzung mit dem Thema auf verschiedenen Ebenen: So publizierte das Land Baden-Württemberg schon 2003 eine „Hochwasserschutzstrategie“, während die Institutionen auf europäischer Ebene am 23. Oktober 2007 eine Richtlinie über die Bewertung und das Management von Hochwasserrisiken verabschiedeten. Diese Richtlinie wurde mit der Novelle des WHG zum 1. März 2010 in nationales Recht umgesetzt, die Anpassung des WG an das WHG erfolgte zum 1. Januar 2014.

Zu diesem Zeitpunkt arbeiteten die für das Hochwasserrisikomanagement geschaffenen Institutionen bereits am Vollzug der gesetzlich vorgesehenen Maßnahmen. Die Belange der Kultur werden dabei von der Arbeitsgruppe Kulturerbe vertreten, zu der das Landesamt für Denkmalpflege und Vertreter von Archiven, Bibliotheken, Museen sowie der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg zählen. Die Hochwassergefahrenkarten und die Hochwasserrisikokarten mussten bis zum 22. Dezember 2013 von den Mitgliedsstaaten erstellt werden. Dieser Termin



1 Ausschnitt aus einer Hochwassergefahrenkarte.



konnte ebenso gehalten werden wie die Erstellung der Managementpläne, die bis 22. Dezember 2015 erstellt und veröffentlicht werden müssen und in der ersten Jahreshälfte 2015 noch eine Öffentlichkeitsbeteiligung durchlaufen haben.

Zur Einschätzung des Risikos

Wie geht man nun als Denkmaleigentümer oder als Mitarbeiter eines Archivs, eines Museums oder einer Bibliothek (im Folgenden vereinfacht als „Eigentümer“ angesprochen) mit den neuen Erkenntnissen über bestehende Risiken um?

Während der Erstellung der Karten und Berichte gab es im Rahmen der Öffentlichkeitsbeteiligung schon Informationsveranstaltungen, wie zum Beispiel den Hochwassertag Baden-Württemberg am 5. Mai 2014 mit etwa 600 Besuchern, auf denen Hochwassergefahrenkarten und andere Materialien offengelegt und diskutiert wurden. Zudem bieten die Internetseite www.hochwasserbw.de und zahlreiche gedruckte „Kompaktinformationen“ Antworten auf viele Fragen. Hier in aller Kürze die wesentlichen Punkte, auf die man achten sollte:

- Pflichtaufgabe Eigenvorsorge: Die Auseinandersetzung mit Risiken ist für Eigentümer oder Besitzer von Kulturdenkmalen nicht nur im eigenen, sondern auch im öffentlichen Interesse – namentlich die Erfüllung der im §6 Denkmalschutzgesetz (DSchG) festgelegten Pflicht zur Erhaltung. Für Archive, Museen und Bibliotheken gilt aufgrund von §1 DSchG oder spezifischer, weitergehender Bestimmungen (wie z. B. dem Landesarchivgesetz) prinzipiell dasselbe.

Der Eigenvorsorge kommt beim Schutz von Kulturgütern eine zentrale Rolle zu.

- Zentrales Instrument Hochwassergefahrenkarten: Von den oben erwähnten Produkten, die die Mitgliedsstaaten in Stufen bis 22. Dezember 2015 an die EU liefern müssen, sind für Eigentümer nur die Hochwassergefahrenkarten (HWGK, Abb. 1) wichtig. Die Hochwasserrisikokarten (Abb. 2; 3) und Risikomanagementpläne sind eher für die Kommunen und andere institutionelle Akteure von Bedeutung. Dort sind die betroffenen Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung kartiert, die Vorsorgepflicht betrifft aber alle Kulturdenkmale. Die HWGK sind einsehbar über die Internetseite www.hochwasserbw.de. Sie zeigen das flächenhafte Ausmaß der Überschwemmung und die Wassertiefen für die berechneten Szenarien eines 10-, 50- oder 100-jährigen Hochwassers sowie das extreme, also größtmögliche Hochwasser an (abgekürzt: HQ10, HQ50, HQ100 und HQextrem).
- Lage und Wahrscheinlichkeit ermitteln: Der erste Schritt zur Einschätzung des Risikos eines Objekts ist daher, in den HWGK nachzuschauen, ob sich das Gebäude innerhalb des Gebiets eines HQextrem befindet. Wenn nicht, besteht kein Risiko der Überflutung durch Oberflächengewässer – allerdings können andere Arten der Überflutung wie durch Starkregen, Hangwasser, Wasserrohrbrüche und ähnliche nicht berechnete Szenarien nicht ausgeschlossen werden. Liegt das Objekt innerhalb des HQextrem, sind weitere Schritte zur Eingrenzung des Risikos notwendig. Diese beziehen sich zum einen auf die

genaue Lage in der Fläche – also innerhalb oder außerhalb der Grenzen des HQ100 oder HQ10, zum anderen auf die Überflutungshöhe. Dabei spielt die genaue Lage des Schutzgutes im Gebäude eine große Rolle. Um es mit einem Beispiel zu verdeutlichen: Bei Archiven ist es entscheidend, wo im Gebäude sich die Akten finden. In den Obergeschossen besteht in der Regel kein Risiko, im Untergeschoss kann schon eine geringe Wasserhöhe außerhalb bedeuten, dass der Keller vollständig geflutet wird.

- Wasserempfindlichkeit beachten: Das geschilderte Beispiel zeigt, dass neben der Lage auch die Materialität des Schutzgutes eine große Rolle spielt: Wenn in einem Keller keine Akten aus Papier aufbewahrt sind, sondern beispielsweise ein Lapidarium, also Steine, sind die zu erwartenden Schäden bei einem Hochwasser anders einzuschätzen.

Maßnahmen des Hochwasserrisiko-managements

Das Beispiel des Archivs im Keller mündet schnell in Überlegungen zu möglichen Maßnahmen: So ließe sich durch Verlagerung des Archivs ins Obergeschoss das Risiko beseitigen. In vielen Fällen ist die Überflutung außerhalb auch so niedrig, dass etwa eine Sandsacklage genügen würde, um die Kellerfenster abzudichten. Doch damit sind wir bei einem entscheidenden Problem des Hochwasserrisikomanagements: Ohne eine gewisse Vorbereitung sind Schäden im Hochwasserfall kaum zu vermeiden – es genügt eben nicht, die Idee einer Sandsacksperrre zu haben. Vielmehr müssen, wenn das Wasser kommt, die Sandsäcke schon vorhanden sein, und es muss vor allem jemanden geben,

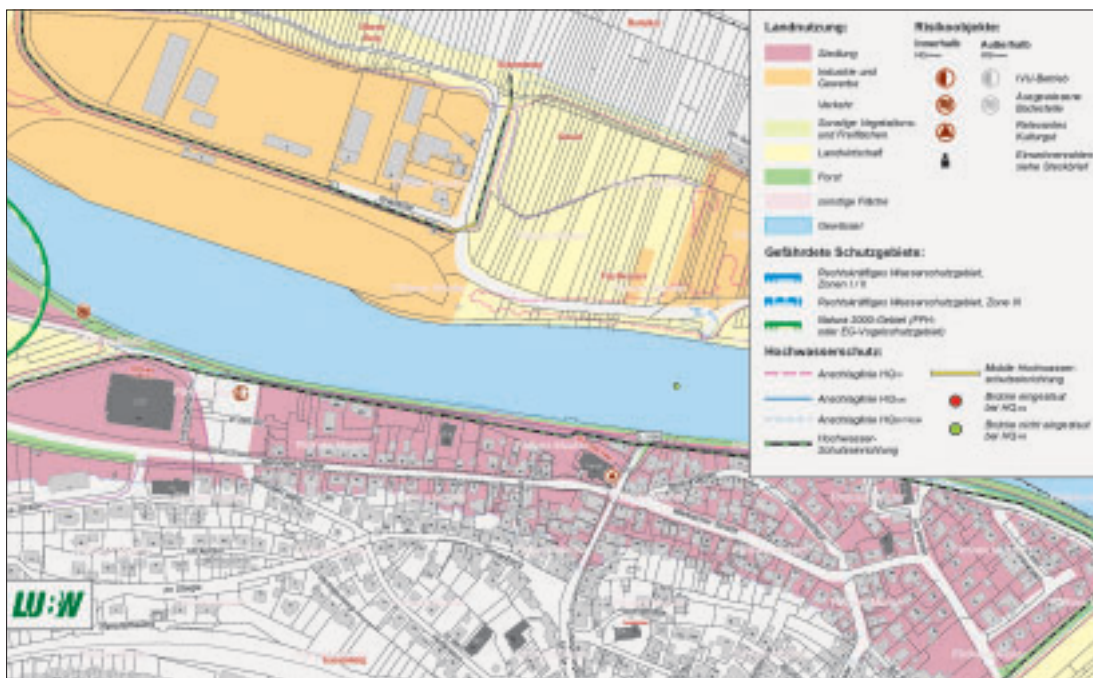
der diese an die richtige Stelle legt (Abb. 4). Bei Eigentümern von Kulturdenkmälern, die in diesem wohnen, ist das sicher einfacher als bei öffentlichen Institutionen, bei denen die Nachrichten-kette etwas komplizierter wird.

Betrachtet man die Maßnahmen des Hochwasserrisikomanagements systematisch, so unterscheiden sich diese nach den Akteuren und der Art der Maßnahmen: Hochwasserschutz ist ebenso Aufgabe der öffentlichen Risikovorsorge wie Eigenvorsorge Pflicht der Eigentümer ist. Beide Akteure können sowohl organisatorische als auch technische Maßnahmen umsetzen.

Die organisatorische Eigenvorsorge, sei sie privat oder öffentlich, bildet eine wichtige Säule des Hochwasserrisikomanagements. Sie umfasst Tätigkeiten vor, während und nach einem Hochwasser und kann den Schaden für das jeweilige Schutzgut deutlich mindern.

Eigenvorsorge bedeutet, dass sich die Überlegungen nicht auf die Forderung nach Maßnahmen der Kommune wie Hochwasserrückhaltebecken oder die Hoffnung auf die Feuerwehr beschränken. Letztere ist bei flächigen Ereignissen wie Hochwasser in der Regel an zu vielen Stellen beschäftigt, um Objektschutz zu betreiben. Gleichwohl sollten individuelle Planungen nicht der kommunalen Alarm- und Einsatzplanung entgegenlaufen. Je größer das Objekt, desto mehr bedarf ein objektspezifischer Krisenmanagementplan der Abstimmung mit der Kommune.

Eigenvorsorge findet, wie schon der Name sagt, hauptsächlich vor dem Hochwasser statt. Doch können auch Aspekte des Verhaltens während des Hochwassers sowie die Maßnahmen nach dem Hochwasser schon in der Zeit davor vorbereitet werden. Die von der Arbeitsgruppe Kulturerbe er-



2 Ausschnitt aus einer Hochwasserrisikokarte, Darstellung der überfluteten Flächen.

stellte Kompaktinformation, die wiederum eine Kurzfassung der etwas umfänglicheren Unterseiten des Internetauftritts www.hochwasserbw.de ist, bietet den Eigentümern zahlreiche Hinweise und Informationen, wie sie einen auf ihre individuelle Situation zugeschnittenen Krisenmanagementplan aufstellen können.

Zu diesem „offenen“ Informationsangebot gibt es kaum Alternativen, denn es wäre schlichtweg nicht möglich, in zehn Sätzen brauchbare Empfehlungen auszusprechen, die gleichermaßen für alle Szenarien gelten.

So geht es für viele Kulturdenkmale nur darum, nach dem Hochwasser das nass gewordene Haus so zu trocknen, dass keine zusätzlichen Schäden entstehen. Die Handlungsspielräume sind gering, die bekannten Sandsäcke vor den Fenstern und Türen verringern Schäden, können sie aber nicht völlig verhindern.

Ganz anders verhält es sich im geschilderten Archivbeispiel: Hier lässt sich durch Verlagerung des Schutzgutes das Risiko völlig beseitigen.

Museen, Schlösser oder andere Kulturgüter mit umfangreichem Besucherverkehr benötigen wiederum einen sehr komplexen Notfallplan, der unter Umständen die Rettung von Besuchern einschließt.

In jedem Fall sollte neben den wasser- und denkmalrechtlichen Aspekten auch die Versicherung nicht vergessen werden: Wenn Kulturgut sich beispielsweise im Bereich eines HQ100 befindet, aber ohne Rücksicht auf dieses Hochwasserrisiko versichert ist, wird der Eigentümer im Schadensfall den Streit mit der Versicherung wohl weit ärgerlicher empfinden als den Umstand, dass dabei auch öffentliche Belange betroffen waren.

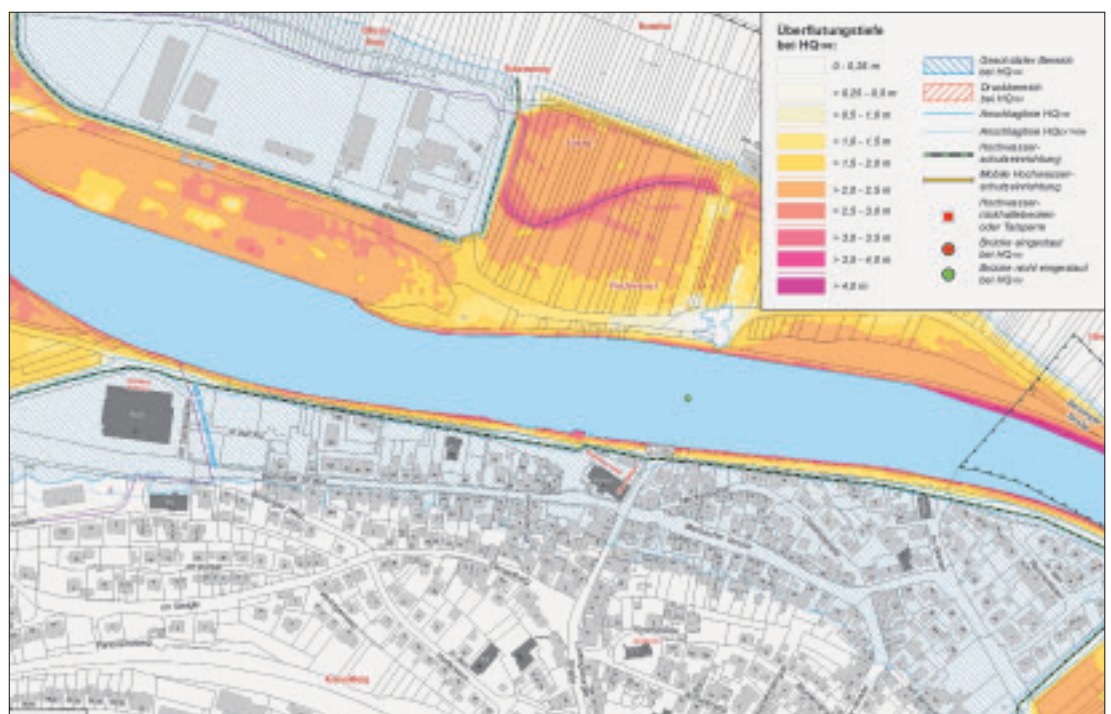
Zur denkmalgerechten Umsetzung technischer Hochwasserschutzmaßnahmen

Technische Schutzeinrichtungen wie Deiche, Dämme, Hochwasserrückhaltebecken oder mobile Schutzwände können das Ausuferndes Gewässers verhindern. Absoluten Schutz gewährleisten diese Einrichtungen allerdings nicht – ein Damm kann brechen oder die Höhe der baulichen Anlage nicht ausreichen.

Zudem ist es möglich, dass bauliche Maßnahmen das Hochwasserrisiko nur verlagern – etwa wenn der erbaute Damm zwar das Wasser vor den Toren der Stadt abhalten kann, die nächste, flussabwärtsliegende Stadt aber dann nicht mehr vor den Wassermassen sicher ist.

Für die Denkmalpflege stellt sich hinsichtlich der technischen Schutzeinrichtungen, insbesondere für Schutzmauern und mobile Schutzanlagen, die Frage, ob und wie sich diese denkmalgerecht in den baulichen Bestand von Kulturdenkmälern oder das Erscheinungsbild denkmalgeschützter Innenstädte oder Kulturlandschaften integrieren lassen. Dieser Frage ging im Juni 2014 eine internationale Fachtagung in Dresden nach, die den Titel „Hochwasserschutz für historische Städte. Integration denkmalpflegerischer Belange in wasserbauliche Schutzkonzepte“ trug. Zwei Tage lang fand ein problemorientierter, interdisziplinärer Wissensaustausch statt, an dem neben Denkmalpflege und kulturwissenschaftlichen Disziplinen auch Vertreter aus Geografie, Politik und Wirtschaft beteiligt waren.

In den drei Themenblöcken wurde unter anderem die Frage gestellt, inwiefern der bauliche Hochwasserschutz als Teil der Baukultur anzusehen ist



3 Ausschnitt aus einer Hochwasserrisikokarte, Darstellung der Überflutungstiefen.

und wie sich durch ihn stadträumliche Funktionen und das Stadtbild verändern können. Es ging um rechtliche Voraussetzungen der Integration des Hochwasserschutzes in eine gesamträumliche Entwicklung und Verfahrenswege der Öffentlichkeitsbeteiligung. Anhand von Beispielen wurden temporäre Schutzanlagen mit dauerhaften Lösungen und unauffällige mit dominanten Eingriffen von Hochwasserschutzbauten in den Bestand gegeneinander abgewogen. Schließlich ging die Diskussion auch der Frage nach, inwieweit solche Bauten den besonderen kulturhistorischen Wert einer Stadt beeinträchtigen oder gar mindern können.

Hochwasserrisikomanagement und Denkmalpflege – Stand und Ausblick

Am Ende der Tagung wurde eine „Dresdner Erklärung zum Hochwasserschutz in historischen Städten“ verabschiedet, die sich ganz gut eignet, ein Fazit zu ziehen. Dazu werden die fünf Punkte des in der Erklärung formulierten „Aktionsprogramms“ mit dem Arbeitsstand in Baden-Württemberg thesenhaft verglichen:

1. Der Aktionsplan fordert eine Bestandsaufnahme und das Aufzeigen angemessener Schutzmaßnahmen. Dies ist in Baden-Württemberg durch die Hochwasserrisikokarten und Maßnahmenpläne weitgehend erledigt.
 2. Die Umsetzung der Forderung nach „integrierten Entwicklungskonzepten“ unter frühzeitiger Beteiligung der Öffentlichkeit ist mit den seit 2009 sukzessive gebildeten Regionalen Arbeitsgruppen auf einem guten Weg. Allerdings steckt momentan hier die Hauptarbeit: Die Erkenntnisse der HWGK, HWRK und der Maßnahmenpläne müssen in kommunale Krisenmanagementpläne ebenso einfließen wie in neu entstehende objektspezifische Planungen.
 3. Die organisatorischen Maßnahmen und die Eigenvorsorge stehen in der baden-württembergischen Diskussion weit mehr im Mittelpunkt als in der Dresdner Erklärung. Es ist zu hoffen, dass dies auch in der kommunalen Umsetzung so bleibt und die Eigenvorsorge wirklich umgesetzt wird.
 4. Dass Stadt- und Bauleitplanung wichtige Aspekte des Hochwasserschutzes sind, wurde durch die Neuregelung der Überschwemmungsgebiete im WG berücksichtigt. Für die Denkmalpflege ist hier wichtig, dass sich die Umsetzung dieser Regelung nicht gegen die Kulturdenkmale in Überschwemmungsgebieten wendet.
 5. Die Arbeitsgruppe Kulturerbe entspricht mehr oder weniger dem geforderten interdisziplinären Team zur Beratung und Beurteilung geplanter Maßnahmen.
- Das gemeinsame Ziel, Hochwasserrisiken zu minimieren, erfordert schwierige, ressortübergreifende



4 Sandsacksperrung beim Hochwasser in Wertheim 2011.

Abwägungs- und Integrationsprozesse. Zur Senkung des Hochwasserrisikos bei gleichzeitiger Bewahrung anderer öffentlicher Belange ist von allen beteiligten Akteuren der Wille zu einer guten und effektiven Zusammenarbeit das Entscheidende. Hierfür sind die ersten herausfordernden Hürden genommen.

Literatur

- Stephan Heimerl/Heribert Meyer (Hrsg.): Vorsorgender und nachsorgender Hochwasserschutz. Ausgewählte Beiträge aus der Fachzeitschrift *WasserWirtschaft*, Heidelberg u. a. 2014.
- Michael Hascher: Management des Hochwasserrisikos von Kulturgütern in Baden-Württemberg, in: *Wasserwirtschaft* 103, 2013, S. 50–53.
- Heiko Lieske/Erika Schmidt/Thomas Will: Hochwasserschutz und Denkmalpflege. Fallbeispiele und Empfehlungen für die Praxis, Stuttgart 2012.

Infomaterial und Verweise

- Dresdner Erklärung zum Hochwasserschutz in historischen Städten: http://www.icomos.ch/fileadmin/downloads/groups/vgi/140801_Dresden_Declaration_Deutsch.pdf (Stand: 24.09.2014)
- Hochwasserrisikomanagement in Baden-Württemberg: www.hochwasserbw.de
- Flyer „Eigenvorsorge zum Schutz von Kulturgütern“ (2015), PDF-Datei abrufbar unter www.hochwasserbw.de
- Wassergesetz für Baden-Württemberg unter http://www.gaa.baden-wuerttemberg.de/servlet/is/16491/1_3_1.pdf, (Stand: 29.09.2014) abrufbar.
- Wasserhaushaltsgesetz unter http://www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/whg_2009/gesamt.pdf, (Stand: 29.09.2014) abrufbar.

Dr. Michael Hascher
Nora Ruland
 Landesamt für Denkmalpflege im
 Regierungspräsidium Stuttgart
 Dienstsitz Esslingen



Der Einsatz von Rückepferden

Denkmalschonende Bewirtschaftung in Waldgebieten an der keltischen Viereckschanze bei Oberesslingen

Archäologische Kulturdenkmale im Wald liegen relativ gut geschützt. Dennoch können sie durch die Holzernte oder andere forstliche Maßnahmen beschädigt oder gar zerstört werden. Eine weitere Gefährdung geht von entwurzelten Bäumen aus, die erhebliche Schäden an Bodendenkmalen verursachen können. Aufgrund dessen wurde durch das Landesamt für Denkmalpflege und das städtische Forstrevier Esslingen ein gemeinsames denkmalschonendes Bewirtschaftungskonzept für eine im Wald liegende keltische Viereckschanze und ein Grabhügelfeld bei Oberesslingen entwickelt.

Inga Kretschmer/Ingo Hanak

Bodendenkmale in Waldgebieten

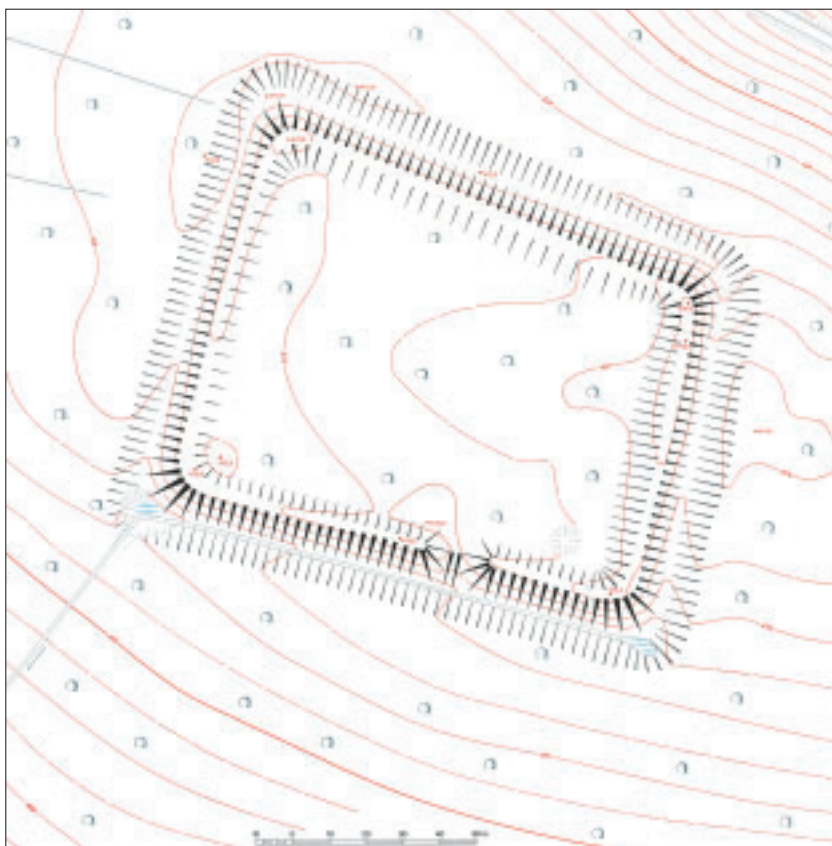
Nach dem Bundeswaldgesetz sollen bei der Waldbewirtschaftung die Belange der Denkmalpflege angemessen berücksichtigt werden. Aber nur durch Information und Aufklärung ist es möglich, archäologische Kulturdenkmale zu erkennen und durch angepasste Bewirtschaftungsmaßnahmen langfristig zu schützen. Viele Schäden an Boden-

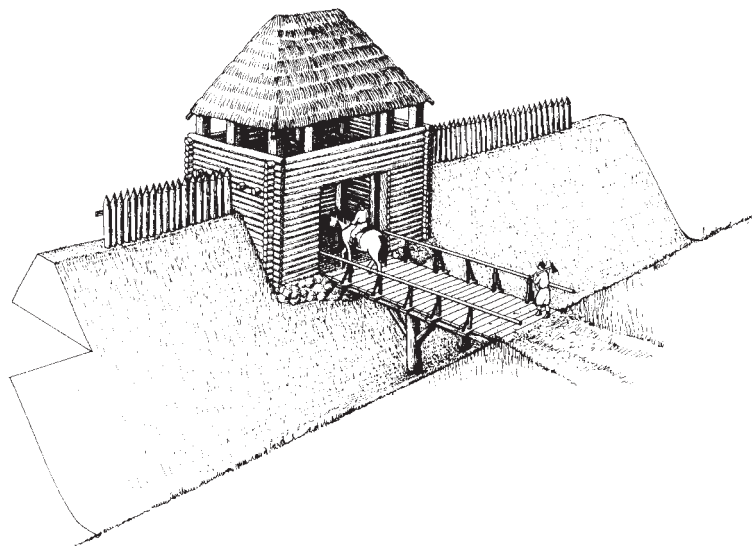
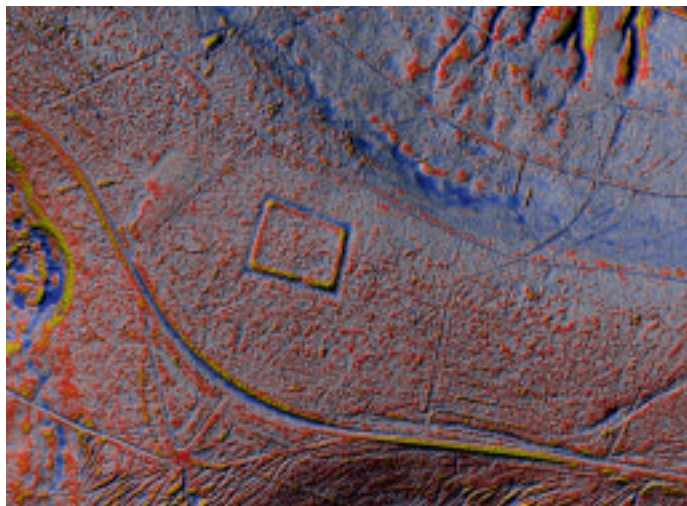
denkmalen entstehen aufgrund von Unkenntnis. Daher hat die Forstliche Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege damit begonnen, die im Wald liegenden Bodendenkmale in die Waldfunktionenkartierung zu integrieren. Hierdurch ist es den Forstbetrieben möglich, festzustellen, ob Denkmalflächen durch geplante Bewirtschaftungsmaßnahmen betroffen sind. Jedoch sind nicht alle Denkmale obertätig gut zu erkennen und deren Ausdehnung ohne fachliche Hinweise zu erfassen. Der bestmögliche Schutz kann nur gewährt werden, wenn Bewirtschaftungsmaßnahmen, die Denkmalflächen betreffen, mit der Denkmalpflege abgestimmt werden. Dies betrifft zum Beispiel Holzeinschlag, Holzbringung sowie die Anlage von Rückegassen und Holzlagerflächen, aber auch bauliche Vorhaben wie den Bau von Forststraßen, Jagd-, Fütterungs-, und Erholungseinrichtungen. Im Falle von bedeutenden Bodendenkmalen können darüber hinaus präventive Schutzmaßnahmen wie das Freihalten der Denkmalfläche durch das Fällen windwurfgefährdeter Bäume einen wichtigen Beitrag zum langfristigen Erhalt leisten. Durch die Entwicklung eines gemeinsamen Bewirtschaftungskonzepts konnte ein solches Vorgehen für die keltische Viereckschanze von Oberesslingen realisiert werden.

Die Viereckschanze und die Grabhügel von Oberesslingen

Die Viereckschanze von Oberesslingen liegt etwa 1 km südöstlich des Hotels Jägerhaus auf dem Gebiet des Esslinger Stadtwaldes im Gewann „Burg-

1 Im LiDAR-Geländescan ist eine „virtuelle Abholzung“ des Waldes möglich. Die auf dem Höhenzug liegende trapezförmige Anlage ist gut zu erkennen.





stall“, auf einem Höhenzug des vorderen Schurwaldes südlich des Stettener Bachs. Die leicht trapezförmige Anlage mit Seitenlängen zwischen 85 und 125 m umfasst etwa 1,15 ha (Abb. 1). Sie wurde in den Jahren 1922 und 1924 unter der Leitung von Gerhard Bersu untersucht. Aufgrund der Kosten und des damals noch jungen und äußerst dichten Baumbestands konnten nur kleine Flächen mit schmalen Grabungsschnitten aufgedeckt werden.

Heute sind die Außenwälle noch etwa 1,5 bis 2 m hoch erhalten. In den Sohlen der nur flach im Gelände sichtbaren vorgelagerten Gräben von bis zu 4,5 m Breite sammelt sich zeitweise stehendes Wasser. Auch bei den Grabungen stieß man bereits unmittelbar unter der Humusdecke auf anstehendes Grundwasser. Auf der südlichen Seite der Wallanlage befindet sich eine 4 m breite Unterbrechung, in der einst das Torgebäude stand (Abb. 2; 3).

Die bei den Ausgrabungen der 1920er Jahre entdeckten Pfostengruben zeigen an, dass das Torhaus als Zwölf-Pfostenbau konstruiert und dessen Durchgang geschottert oder gepflastert war. Außerdem konnte in der Südwestecke der Anlage durch Pfostengruben und aus Sandsteinplatten gesetzten Punktfundamenten ein mindestens 17 m × 8 m großer Rechteckbau nachgewiesen werden. Als Funde kamen Holzkohle, Hüttenlehm und Keramikscherben zutage.

Hunderte solcher Viereckschanzen sind heute aus dem Gebiet zwischen Frankreich und Böhmen bekannt. Die früher als Heiligtümer gedeuteten Anlagen sind der heutigen Kenntnis nach Bestandteile des ländlichen Siedlungswesens des 2. bis 1. Jahrhunderts v. Chr. Die befestigten Gutshöfe können zum Beispiel innerhalb der locker gestreuten ländlichen Besiedlung eine zentralörtliche Funktion für eine „herrschaftliche“ Oberschicht der späten Kelten innegehabt haben.

Nur etwa 150 m nordwestlich der Viereckschanze von Oberesslingen liegt eine Gruppe von fünf

Grabhügeln, über die jedoch keine weiteren Informationen vorliegen und die daher nur allgemein der vorrömischen Zeit zugeordnet werden können. Der größte Grabhügel mit 10 m Durchmesser und über 1 m Höhe weist zentral die Einbuchtung eines Suchschachtes vermutlich aus dem Jahr 1922 auf (Abb. 4). Die anderen Grabhügel sind teilweise kleiner und daher nur schwer zu erkennen.

Gefährdung der Bodendenkmale beim Jägerhaus

Die Viereckschanze und die nahen Grabhügel waren bis Ende 2014 teilweise durch dichtes Unterholz mit windwurfgefährdeten Bäumen bewachsen und trotz Infobeschilderung kaum zu erkennen. Die älteren Rückegassen, die durch bereits stark verflachte Grabenbereiche und durch das Innere der Schanze führten, hatten bereits zu Beschädigungen der archäologischen Substanz geführt.

Das Beispiel von Oberesslingen zeigt die Notwendigkeit, bei der Bewirtschaftung von Denkmalflächen Rücksprache mit der Denkmalpflege zu halten, um solche Schäden zu vermeiden. Dies betrifft

2 Rekonstruktionsversuch der Toranlage der Viereckschanze Pliezhausen-Rübgarten (Lkr. Reutlingen). Ähnlich könnte auch das Torhaus der Oberesslinger Viereckschanze ausgesehen haben.

3 Plan der keltischen Viereckschanze von Oberesslingen mit Tordurchlass im südlichen Wallabschnitt.

4 Der größte Grabhügel liegt unmittelbar an einem Waldweg. Bis März 2015 standen hier einzelne große windwurfgefährdete Bäume.





5 Wurzelteller mit über 2 m Durchmesser einer umgestürzten Lärche am Wall der Viereckschanze.

nicht nur das Denkmal selbst, sondern auch die unmittelbare Umgebung. Oftmals werden vorgelagerte Gräben von Wallanlagen, die auch Teil des Denkmals sind, nicht erkannt, durch schwere Forstmaschinen befahren und damit in ihrem äußeren Erscheinungsbild verändert. Ebenso können Rückegassen, die unmittelbar an Grabhügeln entlang oder zwischen diesen hindurchführen, zu erheblichen Zerstörungen führen, da zahlreiche Nachbestattungen am Hügelfuß liegen können oder Flachgräber zwischen den Grabhügeln zu finden sind. Deshalb ist bei Forstarbeiten der Abstand zum Bodendenkmal von großer Bedeutung. Zur Vermeidung von Schäden sind der Wegeverlauf und Maschineneinsatz an archäologischen Kulturdenkmälern zuvor mit der Denkmalpflege abzustimmen. Bei der Holzernte im Bereich besonders bedeutender Bodendenkmale kann der Einsatz bodenpfleglicher Arbeitsverfahren oder der Verzicht auf maschinelle Befahrung notwendig sein. Als präventive Schutzmaßnahme ist in einigen Fällen auch das Freihalten der Flächen durch Fällen windwurfgefährdeter Bäume erforderlich. Werden diese bei einem Sturm entwurzelt, ent-

stehen große Löcher im Boden, die bei kleineren Grabhügeln zu einer vollständigen Zerstörung und bei größeren Anlagen wie den Viereckschanzen zu erheblichen Schäden führen können.

Ausgangszustand und forstliche Planung

Der Waldbestand, in dem sich die keltische Viereckschanze und die Grabhügelgruppe befinden, ist im Durchschnitt 145 Jahre alt. Er besteht im Wesentlichen aus Kiefern mit einer Beimischung von Lärche, Fichte, Buche, Birke, Eiche und Hainbuche. Der östliche Teil des Denkmals und die Grabhügel weisen zahlreiche herausgedrehte Baumstümpfe und Bodenunebenheiten auf, die auf Stürme der vergangenen 60 Jahre zurückgehen (Abb. 5). Die schlechten Bodenverhältnisse aufgrund von Stau-nässe und schlechter Durchwurzelbarkeit führten bei Lärche und Fichte zu zahlreichen Windwürfen. Bei der Aufarbeitung des Sturmholzes der Orkane Wiebke (1990) und Lothar (1999) wurden die Flächen auf der Viereckschanze und zwischen den Grabhügeln zuletzt durch Forstmaschinen befahren.

Die zehnjährige forstliche Planung bis 2015 sah für die Waldfläche eine Durchforstung im Jahrzehnt und die Fällung einzelner hiebsreifer Bäume bei Kiefer, Lärche und Buche vor (Abb. 6). Eine besondere waldbauliche Berücksichtigung denkmalpflegerischer Belange fand nicht statt. Die keltische Wallanlage ist in den forstlichen Arbeitsunterlagen aufgeführt, im Gegensatz zur Grabhügelgruppe, die nicht erwähnt ist. Bei der letzten planmäßigen Durchforstung des umgebenden Waldbestandes wurden im Bereich der Grabhügelgruppe aufgrund der lockereren Struktur des Baumbestandes nur wenige Bäume gefällt. An der Viereckschanze unterblieben bis auf wenige Eingriffe in den Baumbestand des nördlichen Wallbereichs weitere Maßnahmen, da ein Abtransport der Stämme ohne Be-

6 Baumbestand am südlichen Wallabschnitt. Windwurfgefährdete Bäume mit über 20 m Höhe und 40 cm Durchmesser, wie die Kiefer in der Bildmitte, wurden im März 2015 gefällt.





fahrung des Denkmals bei der vorgegebenen waldbaulichen Zielsetzung nicht möglich gewesen wäre. Die bisherigen Vorschädigungen durch Windwurf und Bewirtschaftung sowie die für den Standort ungünstige Bestockung erforderten die Entwicklung eines Konzepts, das sowohl den forstlichen als auch den denkmalpflegerischen Belangen Rechnung trägt.

Deshalb entschieden sich Waldbesitzer und Denkmalpflege in einem ersten Schritt, alle Bäume, die die Denkmale durch Wurzelwachstum oder sturmbedingte Entwurzelung schädigen können, zu fällen.

Vorgehensweise beim Fällen und Rücken der Bäume

Zu Beginn wurden Viereckschanze und Grabhügelfeld durch den Revierleiter und die fachliche Denkmalpflege begangen. Anschließend wurde die Markierung der zu fällenden Bäume im Bereich der Bodendenkmale vorgenommen und das Rückegassennetz überprüft. Alle Rückegassen, die für die Denkmale eine Gefährdung durch Befahrung mit Forstmaschinen darstellten, wurden aufgegeben und bei Bedarf neue Trassen mit entsprechendem Sicherheitsabstand angelegt.

Dies betraf im Bereich der Grabhügelgruppe eine Rückegasse, die zwischen zwei Grabhügeln hindurchführte, und am westlichen Rand der Viereckschanze eine Fahrlinie, die durch den Graben verlief. Durch die Anlage einer Rückegasse rings um den Wall mit einem Abstand von mindestens 10 m, die mit dem bestehenden Rückegassennetz verbunden ist, entstehen kurze Entfernungen zur Forstmaschine. Dies hat folgende Vorteile: Je kür-

zer der Stamm auf dem Boden geschleift werden muss, desto geringer ist die Gefahr, dass er sich in die Erde eingräbt. Durch die Möglichkeit, lange Stämme mit der Zange des Schlepperkrans zu greifen und einseitig anzuheben, wird die Beeinträchtigung der Bodenoberfläche verringert.

Die Auswahl der zu fällenden Bäume erfolgte im laubfreien Zustand abhängig von Baumart, Durchmesser, Stabilität und standräumlicher Verteilung. Für den Walddistrikt, in dem sich die beiden Denkmale befinden, liegt seit 2009 eine Kartierung der Grobhöhlen- und Horstbäume vor, die als Lebensstätten von Schwarzspecht, Hohltaube, Fledermäusen, Greifvögeln und Eulen besonders geschützt sind. Falls solche Habitatbäume vorgefunden werden, muss eine Abwägung des Gefahrenpotenzials für das Denkmal unter Hinzuziehen der Naturschutzbehörde getroffen werden. Allerdings waren weder an der Viereckschanze noch am Grabhügelfeld solche vorhanden.

7 Die Rückepferde Max und Felix im zweispännigen Zug beim Abtransport kleinerer Stämme bis 600 kg Holzmasse.

8 Die Rückepferde ziehen die Stämme durch den ehemaligen Tordurchgang in die Reichweite des Forstspezialschleppers, der außerhalb der Denkmalfäche wartet.



9 Dichter Baumbestand und alte Windwurfschäden im Innenraum der Viereckschanze im Februar 2015.



Der Einsatz von Rückepferden

Der niederschlagsarme März 2015 bot ideale Bedingungen für die Arbeiten auf den Denkmalflächen, da auf den empfindlichen Weichböden des Keuperberglandes in diesem sensiblen Bereich nur bei günstigen Witterungsbedingungen mit anhaltendem Frost oder längerer Trockenheit gearbeitet werden kann.

Die Bäume an den Grabhügeln konnten nach der Fällung aufgrund der räumlichen Nähe zum Fahrweg denkmalschonend mit der Seilwinde gerückt werden. Die Holzbringung an der über 1 ha großen Viereckschanze erforderte dagegen eine Vorgehensweise, die das Befahren des Bodendenkmals ausschloss.

Hier wurden die Bäume aus der Denkmalfläche heraus in Richtung der Rückegassen gefällt und der so genannte Rohschaft, das heißt der entastete Stamm ohne Baumkrone, mittels Seilwinde und Schlepperkran über die Rückegasse zu den Holzlagerflächen transportiert. Obwohl die schweren Stämme auch über den Wall gezogen wurden, gab es kaum Schleifspuren im Oberboden, da das Holz beinahe mit der gesamten Fläche auf dem Boden auflag. Durch die Entastung der Stämme fielen auf der Fläche große Mengen Reisig an, die den Wall während der Arbeiten zusätzlich schützten. Nach Fällung und Bringung der starken Bäume waren noch zahlreiche Lärchen, Fichten, Birken und einzelne Rotbuchen mit einem Brusthöhendurchmesser unter 40 cm zu fällen. Eine seilwindenunterstützte Bringung der Stämme war hier aufgrund der weiten Entfernung zur Rückegasse von über 60 m in Verbindung mit den zahlreichen Hindernissen nahezu unmöglich. Daher kamen zwei belgische Kaltblüter mit einem Gewicht von jeweils 900 bis 1000 kg zum Einsatz (Abb. 7; 8). Diese zogen die Stämme boden- und bestandsschonend über den ehemaligen und bereits durch Ausgrabungen dokumentierten Tordurchgang zum Rückegassenanschluss.

Neben der geringen Belastung für das Bodendenkmal besteht der Vorteil von Rückepferden gegenüber einer Schlepperseilwinde auch darin, dass die Pferde beim Ziehen der Last keine gerade Linie einhalten müssen, sondern Hindernisse umgehen können. Die Verwendung der Seilwinde war dennoch unumgänglich, da viele der alten Bäume, auch wenn sie auf Kurzlängen von 4 bis 5 m zersägt werden, noch über eine Tonne wiegen und selbst für große Kaltblutpferde zu schwer sind (Abb. 9). Im Einzelfall kann es von Vorteil sein, die Stämme wie im Hochgebirge zu „schneizen“, das heißt mit der Motorsäge die Kanten an der Stirnfläche des Stammes zu brechen und so eine Art Kegelstumpf zu erzeugen, der sich nicht so leicht in den Boden gräbt. Diese Art der Stammbearbeitung macht es neben einer möglichst vollständigen Entastung der Stämme auch für Pferde leichter, das Holz zu ziehen, und vermeidet Schäden am Waldboden und an den verbleibenden Bäumen.

Dem Einsatz der Rückepferde sind, bedingt durch die Holzdimension und die Geländeeigenschaften, Grenzen gesetzt. Ein Pferd kann in Ausnahmefällen das Doppelte seines Körpergewichtes über eine kurze Strecke von 10 bis 15 m ziehen. Für einen Dauereinsatz liegt bei einem gut trainierten Kaltblut die durchschnittliche Last bei 0,3 Festmetern, was zum Beispiel einem Stamm von 4,5 m Länge bei 30 cm Durchmesser entspricht. Bei größeren Durchschnittslasten werden Zweispanner eingesetzt. Lange Rückeentfernungen machen den Pferdeinsatz neben der raschen Ermüdung von Mensch und Tier gegenüber einem Schleppereinsatz aufgrund der geringeren Geschwindigkeit unwirtschaftlich. In Baden-Württemberg gibt es derzeit circa 30 professionelle Pferderücker. Da bodenschonende Holzernteverfahren eine wichtige Voraussetzung für eine nachhaltige und pflegliche Waldbewirtschaftung sind, gewinnt der Einsatz von Rückepferden vor allem in Schutzgebieten wieder zunehmend an Bedeutung.

Glossar

Baumarten zweiter Ordnung

Bäume werden nach ihrer Wuchshöhe in verschiedene Ordnungen unterteilt. Großbäume (erster Ordnung) haben eine Endhöhe von 20 bis 40 m, mittelgroße Bäume (zweiter Ordnung) erreichen 10 bis 20 m und Kleinbäume (dritter Ordnung) sind bis 10 m hoch.

stockausschlagsfähig

Gewächse, die nach dem Verlust der Hauptsprossachse in der Lage sind, Triebe aus dem Stumpf (Stock) hervorzubringen.

Ausblick

Als Bewirtschaftungsform ist an der Viereckschanze eine niederwaldähnliche Waldstruktur vorgesehen, bei der in zeitlichen Abständen von 10 bis 15 Jahren alle Bäume, die eine Höhe von 20 m oder einen Brusthöhendurchmesser von 40 cm erreichen, gefällt werden und danach wieder aus dem Stock austreiben können (Abb. 10). Ein standortangepasster lockerer Baum- und Strauchbewuchs, der aufgrund guter Durchwurzelung, geringer Höhe und Solitärcharakter wenig sturmgefährdet ist, bietet den besten Schutz vor Erosion und Windwurf.

Besonders geeignet sind Baumarten zweiter Ordnung, wie zum Beispiel Hainbuche und Feldahorn, die zudem ein gutes Stockausschlagvermögen besitzen. Eiben können das Waldbild ergänzen. Entlang des Waldweges an der Grabhügelgruppe ist bei Bedarf eine Ergänzungspflanzung mit Haselsträuchern vorgesehen. Weil bei den Pflanzarbeiten mit Hand- oder Erdbohrgeräten üblicherweise über 20 cm tiefe Löcher ausgehoben werden, ist es wichtig, die Pflanzung mit der Denkmalpflege abzustimmen, damit keine archäologische Substanz zerstört wird. Wenn eine geeignete Naturverjüngung aus den Samen der benachbarten Altbäume erwartet werden kann oder die gefällten Bäume aus den Stöcken wieder austreiben, ist es sinnvoll auf eine Pflanzung zu verzichten.

Hainbuche, Feldahorn, Eibe und Hasel waren bis ins 19. Jahrhundert in vielen Wäldern fester Bestandteil des Mittel- und Niederwaldbetriebes. Der zukünftige Waldaufbau entspricht damit in vielen Bereichen dem Waldbild, das über Jahrhunderte auf dem vorderen Schurwald anzutreffen war. Die Umwandlung eines Nadelhochwaldes in einen Laubniederwald stellt auch aus naturschutzfachlicher Sicht eine erhebliche Aufwertung dar.

Die Arbeiten an der Viereckschanze und dem Grabhügelfeld von Oberesslingen haben gezeigt, dass sich fachübergreifende Zusammenarbeit in der Waldbewirtschaftung und der Denkmalpflege nicht ausschließen, sondern gegenseitig gut ergänzen können. Wie wichtig präventive Schutzmaßnahmen bei der Umsetzung einer denkmalorientierten Waldbewirtschaftung sein können, hat am 31. März 2015 der Orkan „Niklas“ deutlich gemacht: Nur wenige Tage nach Abschluss der Holzernte an der Viereckschanze von Oberesslingen wurden in der näheren Umgebung zahlreiche große Bäume entwurzelt. Da die windwurfgefährdeten Bäume schon gefällt waren, blieb die Viereckschanze verschont. Grabhügelfeld und Viereckschanze sollen durch eine Erneuerung und Aktualisierung der Infobeschilderung sowie den Anschluss an das Wanderwegenetz des Schwäbischen Albvereins weiter in Wert gesetzt werden.

Literatur

Steffen Brenner/Martin Thren/Helmuth Freist: Ein wertvolles Bodendenkmal im Revier – Was tun?, in: AFZ-Der Wald 1/2015, S. 28–29.

Inga Kretschmer/Gerhard Schaber-Schoor: Archäologische Denkmäler in Waldgebieten. Nachhaltiger Schutz von Bodendenkmälern in forstwirtschaftlichen Nutzflächen, in: Der Waldwirt 2/2015, S. 10–13.

Michael Koch: Traditionelles Arbeiten mit Pferden, Stuttgart 1998.

Kurt Bittel/Siegwald Schiek/Dieter Müller: Die keltischen Viereckschanzen. Atlas Archäologischer Geländedenkmäler Baden-Württemberg 1, Stuttgart 1990.

Gerhard Bersu: Fundberichte Schwaben N. F. 3, 1926, S. 62.

Praktischer Hinweis

Interessengemeinschaft Zugpferde e.V.:

www.ig-zugpferde.de

Kostenfreier Download der Informationsbroschüre „Archäologie – Landwirtschaft – Forstwirtschaft: Wege zur integrativen Nutzung von Bodendenkmälern in der Kulturlandschaft“, siehe www.denkmalpflege-bw.de/publikationen/info-statisch/landesweite-informationen.html

Ingo Hanak

Stadt Esslingen am Neckar
Grünflächenamt – Forstverwaltung
Ritterstraße 17
73728 Esslingen am Neckar

Inga Kretschmer

Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen

10 Innenraum der Viereckschanze nach der Fällung der großen Bäume. Zukünftig soll sich hier ein niederwaldartiger Baumbestand entwickeln.





Der „Kirchhof“ in Lauffen am Neckar Befestigungsanlage in einem zentralen Ort des frühen und hohen Mittelalters

Zu den aus Sicht der Mittelalterarchäologie herausragenden Flächen, die am Ende der Untersuchungen zum „Archäologischen Stadtkataster Lauffen am Neckar“ kommentiert und kartiert werden, gehört ein ehemals wehrhaftes Siedlungsareal, das den mittelalterlichen Kern des Stadtgebiets Lauffen-Dorf bildete. Die ortsgeschichtliche Literatur hat diesen früher so genannten Kirchhof zwar zur Kenntnis genommen, ihn aber eher nur marginal behandelt. Dabei zählt diese Anlage – neben den das Lauffener Stadtbild prägenden mittelalterlichen Monumenten Regiswindiskirche, Grafenburg und „Städtle“ – zu den wichtigsten Zeugnissen der Lauffener Stadtgeschichte (Abb. 1). Aus diesem Grund und im Wissen um den immer noch lückenhaften Forschungsstand zu befestigten zentralen Orten im frühen und hohen Mittelalter verdient es der „Kirchhof“, als ein archäologisches Kulturdenkmal bekannt gemacht zu werden – auch wegen des überraschenden Befundes, dass die Anlage im späten Mittelalter eine Renaissance erlebte.

Alois Schneider

Lauffen – ein zentraler königlicher Ort während des 8. bis 10. Jahrhunderts

Erste Fundbergungen und Befundbeobachtungen datieren in das spätere 18. Jahrhundert. Sie sind hauptsächlich Johann Friedrich Seyffer, seit 1772 Oberamtmann in Lauffen, zu verdanken. Seyffer gab sogar Anweisung, „bey aller geringsten Entdeckungen, wo es immer seye, ihm sogleich Anzeige zu machen, ehe man weiteres vornehme“; danach sei unter seiner Leitung „sehr schonend fortzugraben“. Von den archäologischen Aktivitäten des Oberamtmanns berichtet dessen Sohn, der Landschaftsmaler und Kupferstecher, von 1822 an auch Leiter der Königlichen Kupferstichsammlung in Stuttgart, August Seyffer, der, 1774

in Lauffen geboren und dort bis zur Versetzung des Vaters nach Cannstatt (1787) aufgewachsen, manche Information als Augenzeuge erhalten hatte. Unter den zahlreichen Notizen zu württembergischen Altertümern, die August Seyffer um 1840 in Vorbereitung einzelner Oberamtsbeschreibungen an das Statistisch-Topographische Bureau einsandte, befinden sich auch Entwürfe zu einer historischen Beschreibung Lauffens. Darin hebt er als Besonderheit des alten Siedlungskomplexes drei von ihm so titulierte „Kastelle“ hervor: die Burg auf der Insel, die ummauerte Stadt und ihr gegenüber im Dorf links des Neckars den „Kirchhof“: Dieser Platz mit der Kirche, den „Wohnungen der Geistlichen“, den Schulen und einigen Privathäusern habe „alle Zeichen eines ehemal. Kastells,

1 Ansicht von Lauffen mit den drei das Stadtbild prägenden befestigten Plätzen: dem Kirchberg im „Dorf“, der ehemaligen Grafenburg auf der Neckarinsel und dem Städtle über dem rechten Flussufer. Federzeichnung von Georg Wilhelm Kleinsträtfl, um 1665.





2 Das von der Regiswindiskirche dominierte östliche Ende des Bergsporns der „Seugen“. Ansicht von Caspar Obach, 1850.

denn jetzt noch führt um denselben eine Mauer“; das Ganze bilde ein Viereck und werde von einem Graben begrenzt, der aber längst überwölbt sei. Die Befestigungsanlage, von der August Seyffer spricht, besetzte einen gegen Osten gerichteten Ausläufer der heute weithin aufgesiedelten Hochfläche der „Seugen“, einem alten Umlaufberg des Neckars (Abb. 2). Die zum Neckar schroff abfallende Felswand (Laufniveau beim Chor der Kirche 175,36 m ü. NN, Höhe Uferstraße 164,70 m ü. NN) bildet zusammen mit dem Burgfelsen am anderen Ufer gleichsam das Gewände der engen Pforte, die der Fluss erst am Ende der Hallstattzeit in den Felsriegel gebrochen hat. Die nördliche Flanke des Sporns fällt in die Mündungsbucht der Zaber ab, während jene im Süden noch Teil des einstigen Prallhangs des Neckars ist. Auf beiden Seiten haben Gebäude, Hofflächen und Gärten das natürliche Hangprofil inzwischen stark verändert. Auf der eben zugänglichen Feldseite im Westen hat man – heute im Verlauf von Bergstraße (im Norden) und Grabenstraße (im Süden) – als Annäherungshindernis einen Graben über den Bergsporn gezogen, der tief in den anstehenden Muschelkalkfelsen geschrotet wurde. Er wird 1537 als „Kyrchgraben“ urkundlich bezeugt. Bei der späteren Überwölbung seines mittleren Abschnitts (Scheitelhöhe bis zu 4,70 m) hat man den Böschungen Mauern vorgeblendet (Abb. 3). Vermutlich war über der inneren Grabenböschung wie auch entlang der Hangkanten im Süden und Norden bis hin zum Felsabbruch im Osten ein Wall aufgeworfen. Die weit ausgezogene Aufwölbung, die das westliche Ende der Kirchstraße überquert, könnte noch ein letztes sichtbares Relikt dieses Randwalls sein. Dort hat sich auch die Toranlage befunden. Das so geschützte, ungefähr trapezförmig umrissene Areal nahm eine Fläche von circa 1,2 ha ein.

Quellen zur Entstehungszeit der Befestigung sind bislang nicht verfügbar. Sie dürfte aber bereits in spätmerowingischer Zeit entstanden sein. Lauffen besaß eine wohl noch im 7. Jahrhundert errichtete königliche Eigenkirche. Die dem hl. Martin geweihte „basilica“, erbaut in dem Dorf („villa“), das

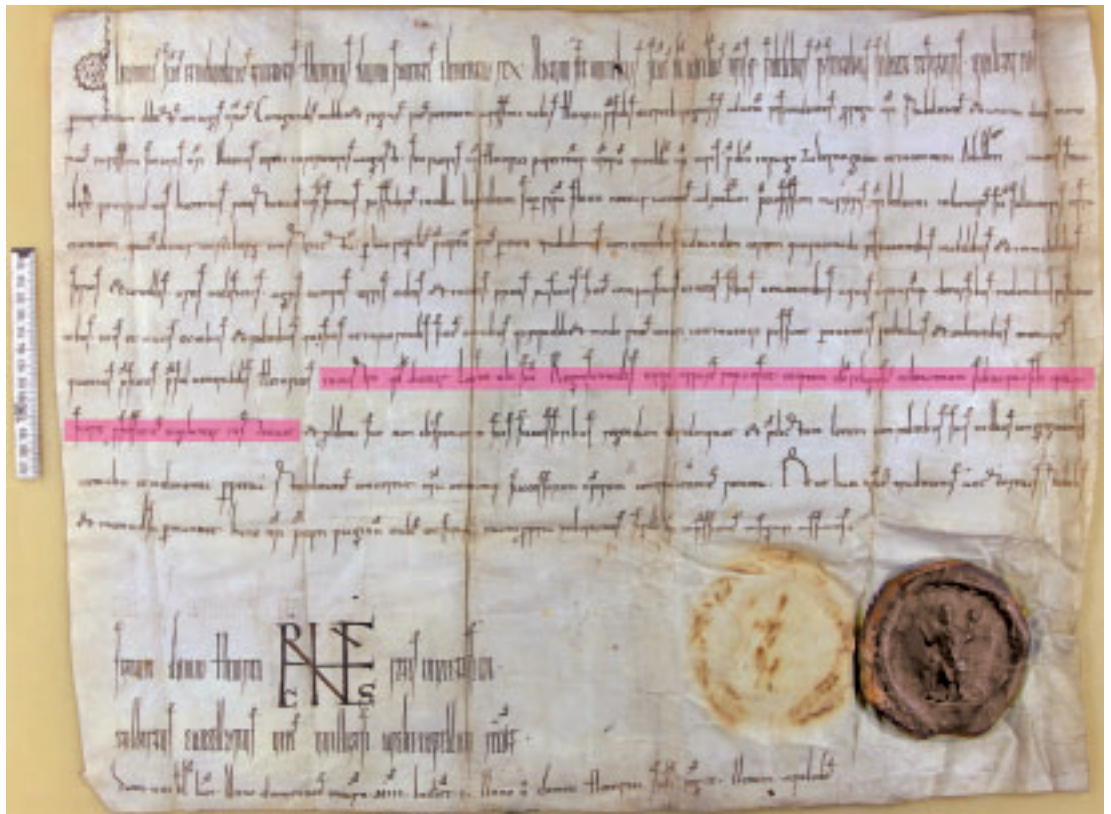
„Hlauppa“ heißt, gehörte samt der Michaelskirche in Heilbronn zu jenen Gütern zwischen dem Mittelrhein und der Rhön, mit denen der fränkische Hausmeier Karlmann das um 742 gegründete Bistum Würzburg dotierte. Lauffen bildete den administrativen Mittelpunkt eines im Zabergäu gelegenen herrschaftlich-fränkischen Güterkomplexes. Als König Arnulf im Jahr 889 die früheren Schenkungen an Würzburg wiederum bestätigte, erneuerte er in einer zweiten Urkunde ein ebenfalls älteres Privileg, das der Würzburger Kirche weitere Einkünfte übertragen hatte: nämlich ein Zehntel von der an den königlichen Hof aus verschiedenen Gauen in Ostfranken jährlich zu entrichtenden Steuer sowie den Zehnten aus mehreren Fiskalgütern, darunter jenen in Heilbronn und Lauffen.

Eine Bestätigung für die Charakterisierung der befestigten Siedlung Lauffen als einem zentralen Ort innerhalb der früh- und hochmittelalterlichen Herrschaftsorganisation östlich des Rheins liefert – jedoch ohne differenzierte Aussagen über ihre innere Struktur – die legendarische Lebensbeschreibung der Lauffener Kirchenpatronin Regiswindis. Deren Vita ist in zwei fast textidentischen Fassungen überliefert, die erst im 15. Jahrhundert auf der Basis älterer, nicht bekannter Vorlagen

3 Der überwölbte Abschnitt des Grabens der „Kirchhof“-Befestigung im Verlauf von Grabenstraße und Bergstraße. Blick von der südlichen Tunnelöffnung nach Norden, 2015.



4 König Heinrich II. überträgt dem Würzburger Bischof Heinrich 1003 Besitz in Kirchheim/Neckar, damit er „in castro quod dicitur Loufen ubi sancta Regiswindis virgo corpore requiescit coortem deo religiose militantium sub ea qua sibi aptum fuerit professione uigilanter instituat“ (Paraphrase vgl. Text).



5 Burg Lauffen mit salierzeitlichem Saalgeschossbau, dem im 13. Jahrhundert zum Bergfried erhöhten nördlichen Anbau und der Kapelle, am Fuß des Felsens die Burgmühle. Ausschnitt aus dem um 1470 entstandenen Tafelbildzyklus der Regiswindis-Legende, Kopie um 1620.



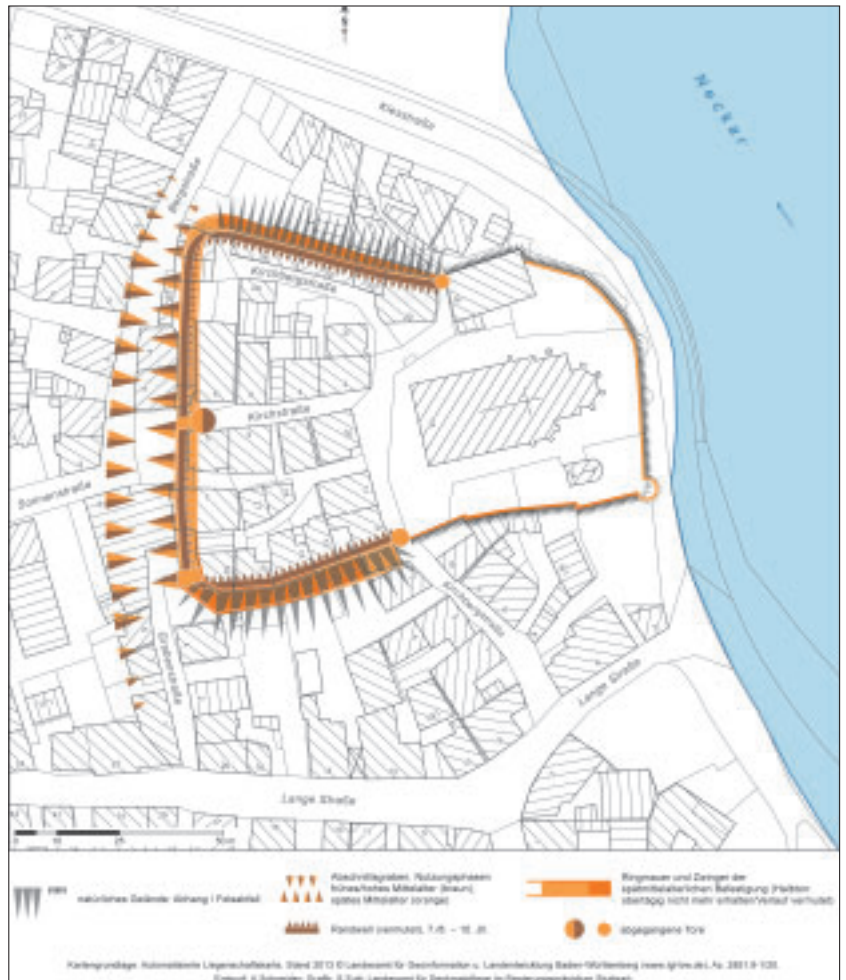
niedergeschrieben wurden. Daraus wird deutlich, dass der Königsgutkomplex Lauffen im frühen 9. Jahrhundert – wohl auch hinsichtlich seiner Baulichkeiten im Ort selbst – in einen schlechten Zustand geraten war, sodass er für Leistungen zugunsten des königlichen Hofes nicht mehr hinreichend genutzt werden konnte. König Ludwig der Fromme (814–840) beauftragte deshalb den der karolingischen Reichsaristokratie angehörenden Grafen Ernst mit der Neuorganisation dieses Bezirks. Die „Legenda S. Regiswindis“ macht die Funktion des Platzes als Verwaltungsmittelpunkt und zugleich als adeligen Wohnsitz deutlich, wenn es dort heißt, Graf Ernst habe sein Stammland im Noricum, wohl im heutigen Grenzraum um Berchtesgaden und Salzburg, verlassen und sei in den im ostfränkischen Gebiet liegenden Ort Lauffen gezogen; dort habe er sich mit seiner Familie und allem, was zu einer herrschaftlichen Haushaltsführung nötig war, niedergelassen. Zu diesem Zeitpunkt – wahrscheinlich am Beginn der 830er Jahre – hat die befestigte Anlage sicher längst bestanden. Auch zur hiesigen Kirche gibt die Vita einige Informationen: Regiswindis, die siebenjährige Tochter des Grafen, wurde von ihrer Amme im Zorn erwürgt und über die Felswand in den Neckar gestoßen. Nachdem ihr unversehrter Leichnam, der den Anschein erweckte, als sei das Mädchen noch am Leben, drei Tage später geborgen worden war, bestattete man ihn auf dem Friedhof bei der Kirche. Zu diesem Zeitpunkt war das Gotteshaus, ein aus Holz aufgeführtes Gebäude – vielleicht noch der Ursprungsbau –, in beklagenswertem Zustand.

Den allgemeinen Wunsch nach einem Neubau erfüllte der Würzburger Bischof Hunbert (833–842) erst, nachdem er, im Legendentopos ausgeschmückt, durch handfestes himmlisches Eingreifen zum Handeln gezwungen worden war. In der um 840 errichteten Kirche („oratorium“) sei das Mädchen, das schon zu diesem Zeitpunkt als Heilige und Märtyrerin verehrt wurde, im Beisein einer großen Volksmenge erneut beigesetzt worden. Die Vita endet damit, dass Heilungswunder das Grab der Regiswindis rasch zu einer vielbesuchten Wallfahrtsstätte machten. Dadurch kam ein Prozess in Gang, an dessen Ende Regiswindis an die Stelle des ursprünglichen Kirchenpatrons Martin getreten war. In einer Urkunde König Heinrichs II. vom Weihnachtstag des Jahres 1003 ist gewissermaßen offiziell von Regiswindis als einer „Heiligen“ und ihrem Grab die Rede (Abb. 4). Dort findet auch die Befestigungsanlage ihre erste schriftliche Erwähnung: Der König schenkte dem Würzburger Bischof Heinrich I. seinen Besitz in Kirchheim am Neckar, unter der Maßgabe, er möge innerhalb der befestigten Siedlung („castrum“) Lauffen, wo der Leib der hl. Regiswindis ruht, eine geistliche Gemeinschaft etablieren. Belege fehlen, dass der Bischof der Forderung des Königs – gedacht war vielleicht an eine stiftische Klerikergemeinschaft am Grab der Heiligen, was auch den Bau von Häusern für die Kanoniker erfordert hätte – tatsächlich nachkam. Offen ist auch die Frage, wann es jenseits des Abschnittsgrabens sowie südlich und nördlich unterhalb des Bergausläufers zur Ausbildung der dann

seit dem späten Mittelalter durch einen Graben und zwei feste Tore begrenzt. Siedlung kam. An der Peripherie dieses Dorfes von der Stuttgarter Straße im Süden über die Bahnhofstraße, die Hintere Straße bis zur Heiligkreuzstraße im Westen lassen sich mehrere in das 6. bis 8. Jahrhundert zu datierende Bestattungsplätze kartieren, die im Kontext von Höfen oder Weilern zu sehen sind. Zeitgleiche Siedlungsbefunde wurden im Umfeld dieser Fundpunkte bisher aber nirgends dokumentiert. Lediglich auf einem Areal etwa 150 m südwestlich vor dem Wall-Graben (Bereich Lange Straße 59) konnten bei einer Notbergung Grubenhäuser und Gruben einer Ansiedlung des 8. bis 11. Jahrhunderts erfasst werden. Diese Siedlung steht in der Nachfolge jenes Ortes, dem eine Reihe von merowingerzeitlichen Gräbern auf unmittelbar benachbarten Parzellen zuzuschreiben ist. Welche der anderen frühmittelalterlichen Wohnplätze bis in die Übergangsphase zum hohen Mittelalter noch bestanden, ließe sich erst nach weiteren archäologischen Forschungen sagen.

Die Reaktivierung des Castrum im späten Mittelalter

Lauffen war am Beginn des 11. Jahrhunderts kein Reichsgut mehr, sondern als Würzburger Lehen im Besitz einer einheimischen Grafenfamilie, der Popponen. Dieses am unteren Neckar und im Kraichgau begüterte Geschlecht hat östlich gegenüber dem alten Castrum am Ende des 11., spätestens zu Beginn des 12. Jahrhunderts eine Adelsburg errichtet. Sie erhob sich auf einem mit 10 bis 11 m hohen Wänden in den Neckar abfallenden Felsstock am unteren Ende eines in die Flussschleife vorspringenden Hangausläufers (Abb. 5). Eine natürliche Einsattelung auf der Feldseite im Osten des Felsens hat man bis auf den Wasserspiegel abge-



tragen, sodass der Halsgraben vom Neckar geflutet wurde und eine auf der Oberfläche gut 2000 qm große Insel entstanden war. Auf dem Bergrücken oberhalb eines vor dem Graben zu vermutenden Burgweilers kam es im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts – wahrscheinlich durch die Grafen von Lauffen noch kurz vor deren Aussterben (zwischen 1216 und 1219) – zur Gründung einer Stadt, des dritten Lauffener „Kastells“ in der Seyfferschen Diktion. Mit dem Titel „Stadt“ wird Lauffen rechts des Neckars erstmals im Jahr 1234 urkundlich erwähnt. Die „civitas Loufen“ befand sich damals in der Hand des Markgrafen Hermann V. von Baden, an den sie Kaiser Friedrich II. samt den Städten Sinsheim und Eppingen verpfändet hatte.

Bemerkenswert ist nun, dass mit der Stadtgründung die ältere Dorfsiedlung links des Flusses nicht in Bedeutungslosigkeit versank. Dabei überrascht nicht der Verbleib der Pfarrkirche am traditionellen Ort, sondern vielmehr die Tatsache, dass offenbar zeitgleich mit der Errichtung der Stadtmauer oder wenig später – für deren angebliche Fertigstellung im Jahr 1274 gibt es keinen zeitgenössischen Quellenbeleg – eine Wiederbelebung und Modernisierung der „Kirchhof“-Befestigung erfolgte (Abb. 6): Anstelle des sicher im Verfall begriffenen Randwalls wurde eine Ringmauer auf-

6 Kartierung der Befestigungsanlage auf dem „Kirchhof“ mit den beiden mittelalterlichen Bauphasen auf der aktuellen Katasterkarte.

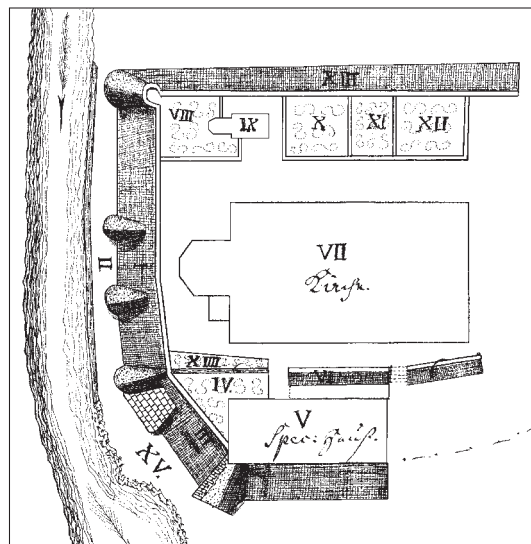
7 Durch talseitig anstoßende Wohn- und Wirtschaftsgebäude gestörte Terrasse des Zwingers auf der Nordseite der „Kirchhof“-Befestigung. Blick gegen Westen, 2015.



8 Spätmittelalterliche Stützmauer am Felsabsturz zur Uferterrasse am Neckar. Aufriss der Mauer mit Dossierungen zur Stabilisierung und jüngerem Halbrondell an der Südostecke, schematischer Grundriss des Kirchplatzes mit Gartenparzellen. Federzeichnung von 1788.

geführt. In ihren noch in Hausmauern erhaltenen Abschnitten finden sich teilweise mit Buckeln versehene Muschelkalkquader. Der Mauer hat man einen Zwinger vorgelegt, der 1501 als „zwingel mur“ erstmals erwähnt wird. Der Zwinger, der die Flanken knapp unterhalb der Hangkante begleitet, ist auf der Südseite als Gartenterrasse und im Norden als Trasse eines schmalen Fußwegs noch ablesbar; eine über das Laufniveau aufragende Zwingermauer existiert nicht mehr (Abb. 7). Vielleicht ist auch in dieser Zeit dem Felsabfall an der Spornspitze die umlaufende, bis heute vielfach ausgebesserte Mauer vorgeblendet worden, die in der Flussniederung steht und oben den Kirchplatz umschließt (Abb. 8). Wohl erst mit dem Bau der Ringmauer hat man ergänzend zu dem an der alten Position neu errichteten Haupttor im Westen zwei weitere Zugänge in die Anlage geschaffen: im Süden ein Tor an der Steige des Kirchbergs als der kürzesten Verbindung zum Neckarübergang und im Norden eine Fußgängerpforte am Ende der vom „Kies“ heraufkommenden Staffel als Teil des alten Kirchwegs vom Frauenkloster und „Dörfle“ jenseits der Zaber.

9 Standort des 1787 abgebrochenen spätmittelalterlichen Tores an der Steige der Kirchbergstraße unterhalb des Stegs vom Kirchplatz zum früheren Diakonathaus. Blick von Süden, 2015.



Die Stadtbefestigung und die erneuerte Wehranlage auf dem Kirchberg korrespondierten als Brückenköpfe über der Engstelle des Neckars. Die herausgehobene verkehrsgeografische Position Laufens gewann erheblich an Bedeutung, nachdem 1474 die steinerne Neckarbrücke an die Stelle einer Fähre getreten war. Lauffen erhielt die Funktion gleichermaßen einer Pforte und eines Sperrriegels an der nördlichen Peripherie des württembergischen Territoriums – mit der Konsequenz, dass die Grafen ein besonderes Augenmerk auf die Qualifizierung ihrer Amtsstadt als Festung richteten. So nimmt es nicht Wunder, wenn in den Festungsausbau der Stadt Lauffen im späten 15. Jahrhundert – besonders erwähnt sei die Aufschüttung des mächtigen Walls mit einer Hochwacht vor der östlichen Stadtmauer (1488) – auch der Bezirk „Auf dem Kirchhof“ einbezogen wurde. So hat die Herrschaft um 1490 die Waffenbestände im Dorf aufgestockt. Und 1491 musste der Inhaber der Predigerpfunde bestätigen, dass die Gemeinde im Kriegsfall das Recht habe, die Hofreite seines Kaplaneihauses (jetzt Pfarramt), das nördlich der Kirche beherrschend über dem Neckar steht, als Geschützstellung zu nutzen. Wahrscheinlich wurde damals auch die Südwestecke des Zwingers zu einem kleinen Bollwerk ausgebaut.

Das Ende der Befestigung auf dem „Kirchhof“ in der frühen Neuzeit

Bald nach Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs ergriff die herzogliche Regierung Maßnahmen zur Verbesserungen der Festung Lauffen; Baumeister Heinrich Schickhardt wurde mehrfach zur Inspektion der Werke nach Lauffen geschickt. 1623 legte der Untervogt eine Auflistung der Stellen vor, wo es noch einer Befestigung bedurfte, und brachte dabei auch den „Kirchhof“, wie die Anlage seit dem 16. Jahrhundert in den Quellen meist bezeichnet wird, wieder ins Spiel: Dieser lasse sich

„stattlich [...] Fortificiren“; dazu sollten aber „die schädliche Gebäw, so daran geklaibt worden, wider hinweg gerissen werden“. Aber dieser Vorschlag wurde nicht mehr realisiert. Das Dorf selbst ist nach der Schlacht von Nördlingen durch Besatzungen zu großen Teilen zerstört worden. Während der europäischen Kriege seit 1672 bis zum Polnischen Erbfolgekrieg in den 1730er Jahren konzentrierten sich die militärischen Planungen der Herzöge auf die rechte Neckarseite Lauffens. Der „Kirchhof“ hat darin keine Rolle mehr gespielt. Im Dorfrechtsbuch von 1656 wird bei der Beschreibung des Zwingers mit Blick auf das „Bollwerckh am vordern Eckh“ vermerkt: „wa anietzo Georg Grüeßingers Hauß steht“ – ein klares Indiz, dass die Eckbastion damals schon ihre militärische Zweckbestimmung verloren hatte. Wenn 1697 ein Hauskeller neben „der gemeind gewölb oder graben“ lokalisiert wird, ist das ein Hinweis auf die im Gang befindliche Überwölbung des Kirchhofgrabens. Trotzdem war den Zeitgenossen damals der wehrhafte Charakter dieses Quartiers noch präsent: So vermerkt der aus Lauffen stammende Pfarrer Johann Martin Rebstock in seiner 1699 erschienenen „Kurtzen Beschreibung des Herzogtums Württemberg“, der „Kirchhof“ mit seinen 20 Haushaltungen sei „wöhrhaft [...] gleichsam als ein Städtlein mit Mauren und Thoren beschlossn“. Als 1787 Reparaturen am Diakonat und an der Deutschen Schule notwendig wurden, empfahl der Baumeister Wilhelm Friedrich Goetz, das zwischen den beiden Häusern an der Kirchengbergsteige stehende Tor nicht wieder aufzuführen (Abb. 9). Es solle dort der „Wandel zur Kirchen vom Dorf in das KirchenGäßlen – wie an 2. Orthen in vorigen Zeiten auch geschehen [gemeint: nach Beseitigung der Tore im Westen und oben an der Kirchstaffel im Norden] – ganz frey“ eröffnet werden. Eine letzte unmittelbare Reminiszenz an die ursprüngliche Wehrhaftigkeit dieses Quartiers, die den „Kirchhof“ aber eher nur noch als Antiquität ansieht, als dass sie seine Funktion in der Lauffener Stadtgeschichte wirklich verankern könnte, ist schon eingangs dieses kleinen Berichts zitiert worden.

Der Lauffener „Kirchhof“ – ein vielschichtiges Kulturdenkmal

Insgesamt stellt das „Kirchhof“-Areal an Kirchengbergstraße, Kirchstraße und auf dem Kirchplatz ein Kulturdenkmal dar, dem über heimatgeschichtliche Aspekte hinaus eine landesgeschichtliche und wissenschaftliche Bedeutung zukommt: wegen der Befunde zu den Befestigungswerken, die in die frühmittelalterliche Entstehungszeit des „castrum“ zurückreichen und die auch zu seinen Ausbauphasen im 13. und späten 15. Jahrhundert wich-



tige Informationen liefern; wegen der Zeugnisse zur bislang unbekanntenen Baugeschichte und Baugestalt der herrschaftlichen Einrichtungen innerhalb des möglicherweise noch im 7. Jahrhundert gegründeten fränkischen Verwaltungssitzes; wegen der Befunde zu Vorgängerbauten der Regiswindiskirche, darin eingeschlossen Hinweisen auf das Grab der Kirchenpatronin sowie den damit verbundenen Kult; wegen der Befunde zum Friedhof um die Kirche von den Anfängen seiner Belegung bis zu seiner Schließung um 1540 (Abb. 10); nicht zuletzt auch wegen der zu erwartenden Spuren des spätmittelalterlichen baulichen Gefüges im Quartier entlang der Kirchstraße, dessen Strukturen beim Wiederaufbau nach dem großen Brand von 1707 teilweise aufgelöst worden sind. Die historische Qualität der im Boden überlieferten Urkunden zu würdigen und die Zeugnisse gegebenenfalls fachlich zu dokumentieren muss künftig eine der Aufgaben der Archäologischen Denkmalpflege und der Stadtplanung in Lauffen sein.

Literatur

Alois Schneider/Norbert Hofmann/Andrea Neth/Uwe Groß: Lauffen am Neckar. Archäologischer Stadtkataster, Bd. 38, Filderstadt 2014, besonders S. 41 ff., 82 ff., 86 ff., 92 ff., 156 ff. 178 ff. (mit Quellen- u. Literaturverweisen).

Dr. Alois Schneider
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen

10 Ehemalige Beinhauskapelle vom Ende des 13. Jahrhunderts mit dem um 1340 angefügten Chor (seit ca. 1830 „Regiswindiskapelle“), dort seit 1853 der mittelalterliche Steinsarkophag der einstigen Kirchenpatronin. Aquarell von Carl Beisbarth, 1849.



Ein Grenzumfang mit Folgen

Die Restaurierung aller Grenzsteine entlang der Gemarkungsgrenze Eppingen–Kleingartach

In den Jahren 2006 und 2007 wurden in privater Initiative anhand von Erfassungsbögen alle 209 noch vorhandenen Grenzsteine entlang der Gemarkungsgrenze Eppingen–Kleingartach in Text und Bild dokumentiert. Da 39 dieser Grenzsteine auf dem Boden liegend aufgefunden wurden und keinem Standort mehr zugeordnet werden konnten, nahm der Autor mit dem Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen Kontakt auf. Das Landesamt übernahm daraufhin die Dokumentation der Grenzsteine für sein gemeinsam mit dem Schwäbischen Heimatbund, dem Schwäbischen Albverein, dem Schwarzwaldverein, der Badischen Heimat und der Gesellschaft zur Erhaltung und Erforschung der Kleindenkmale durchgeführtes landesweites Projekt zur Erfassung von Kleindenkmalen und gab eine Schadensaufnahme in Auftrag. Diese diente als Grundlage für die 2012 und 2013 durchgeführte Restaurierung sämtlicher schadhafter Steine entlang der Grenze. Ihr Bestand ist nun für die kommenden Jahrzehnte gesichert.

Gotthilf Sachsenheimer

Dokumentation der Grenzsteine

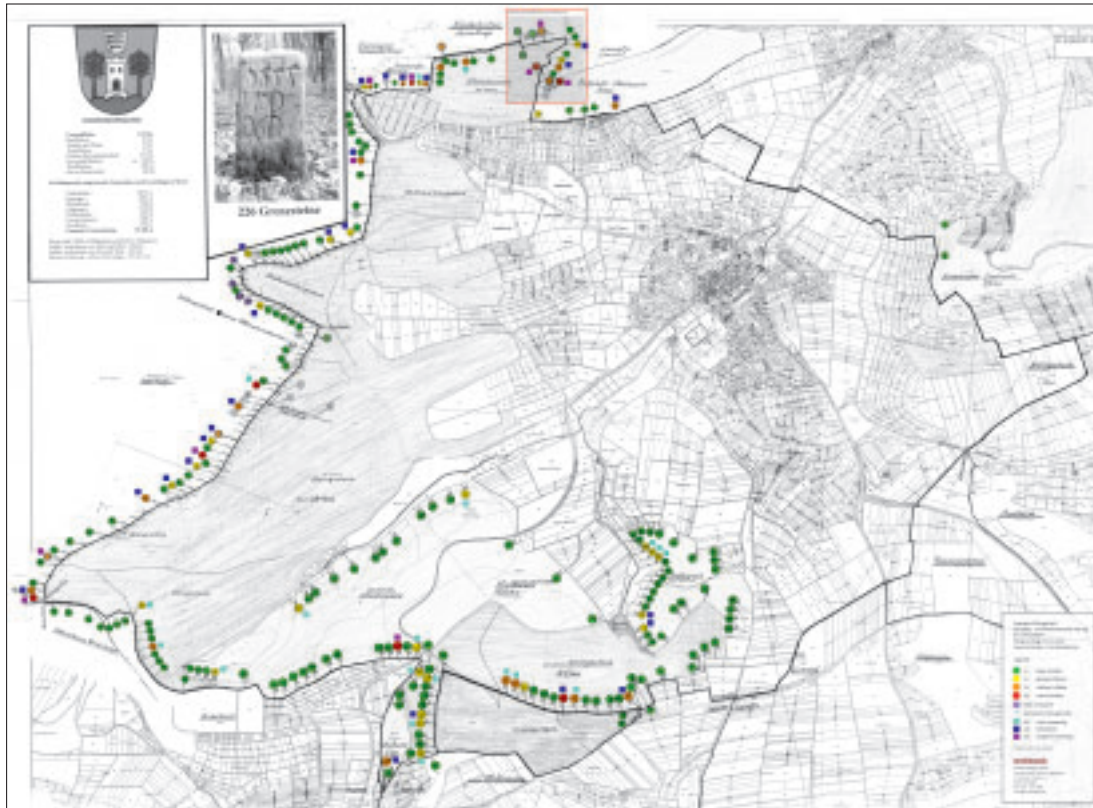
Veranlasst durch die zunehmende Abnahme und Beschädigungen von Grenzsteinen, die größtenteils nur noch an Waldgrenzen vorhanden sind, nahm der Autor in den Winterhalbjahren 2006 und 2007 in ehrenamtlicher Tätigkeit einen Grenzumfang um die Gemarkungsgrenze Kleingartach vor (Abb. 1). Alle noch vorhandenen Grenzsteine wurden auf einem Erfassungsbogen mit Bild festgehalten. Neben den Maßen der Steine ist auch deren Erhaltungszustand beschrieben (Abb. 2). Um den Standort der Steine nachvollziehbar zu machen, wurde auf einer Flurkarte im Maßstab 1:5000 jeder entdeckte Stein mit einer fortlaufenden Nummer gekennzeichnet, die sich auch auf den Erfassungsbögen wiederfindet (Abb. 3). Die Flurkarte war zusammen mit den Erfassungsbögen später Grundlage der Restaurierung. Zwischen dem letzten dokumentierten Grenzumfang von 1764, bei dem 323 Grenzsteine gezählt worden waren, und dem Umgang von 2006, bei dem nur noch 209 Steine aufgelistet werden konnten, lag immerhin eine Zeitspanne von 242 Jahren – Grund genug für eine neue Dokumentation. Ursprünglich sollten dabei nur die Anzahl und der Erhaltungszustand erfasst werden. Dies änderte

sich jedoch durch die Auffindung der 39 freiliegenden Grenzsteine, deren ursprünglicher Standort nicht mehr zu eruieren war. Die Erfahrung zeigt, dass solche Steine ein beliebtes Sammelobjekt

1 Der Autor bei der Grenzsteinaufnahme.

2 Erfassungsbogen mit Maßangaben und Beschreibungen.





3 Flurkarte von Klein-
gartach im Maßstab
1:5000 mit allen noch
vorhandenen Grenz-
steinen.

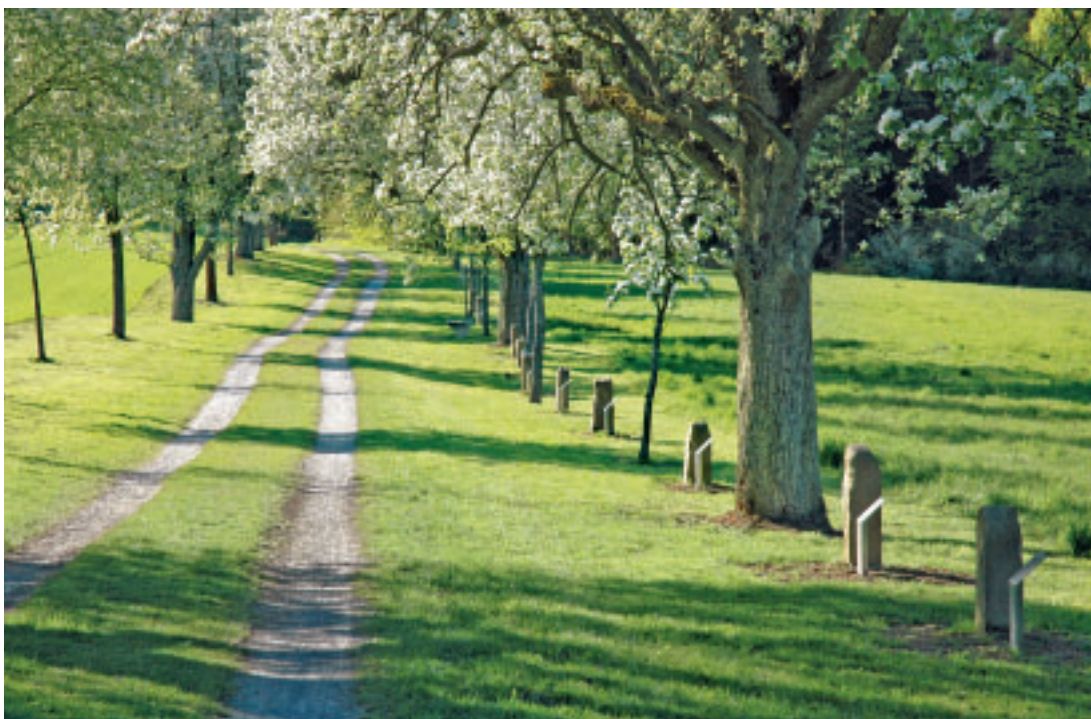
sind, vor allem wenn es sich um Steine mit einem Wappen handelt. Es stellte sich also die Frage, wie diese Steine zu sichern seien. Der Kleingartacher Ortschaftsrat befürwortete den Vorschlag des Autors, die Steine an einem Wanderweg aufzustellen. Zuvor musste jedoch die Zustimmung des Landesamts für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart eingeholt werden. Nach intensiven Erörterungen von Für und Wider bekam die Gemeinde Kleingartach aufgrund des Umstandes, dass die Steine ohnehin nicht mehr an ihrem originalen Standort waren, schließlich grünes Licht für die Aufstellung entlang einer historischen Birnbaumallee. Dort wurden sie mit Erklärungstafeln versehen, und 2009 konnte der Grenzsteinpfad eingeweiht werden (Abb. 4).

Alter und Vielfalt

Bei der Dokumentation der Grenzsteine wurde eine große Vielfalt an Ausführung, Alter und Größe festgestellt. Auch Qualität und Erhaltungszustand waren sehr unterschiedlich. Der Schilfsandstein, aus dem die Steine bestehen, stammt aus den umliegenden Steinbrüchen. Die ältesten Exemplare, die so genannten Rauhen Steine, werden schon in einem Grenzvertrag von 1365 erwähnt. Der älteste Stein mit eingeschlagener Jahreszahl datiert ins Jahr 1515 und ist ein herzoglich-württembergischer Waldbesitzstein, ebenso wie die zahlreichen Besitzsteine von 1555. Danach sind bis 1901 fast alle Jahreszahlen vorhanden. Bei der Aufnahme wurden nicht nur große Grenzsteine

4 Grenzsteinpfad ent-
lang der denkmalge-
schützten Birnbaumallee.

5 Wappenstein von
Eppingen entlang der
alten Grenze zwischen
Baden und Württemberg.



6 Wappenstein von Kleingartach mit starken Schäden.



der ehemaligen Landesgrenze zwischen Baden und Württemberg mit schöner Wappendarstellung, sondern auch Markungsgrenzsteine sowie seltene Zehntsteine, Almandsteine und Waldsteine aufgefunden. Besonders zu erwähnen sind die zwei Dreimärker, von denen einstmals sieben entlang der Grenze standen (Abb. 5).

Grenzbegehung zur Schadenserfassung

Ein Thema bei den Gesprächen des Autors mit dem Landesamt für Denkmalpflege waren auch der Erhaltungszustand und eine eventuelle Restaurierung beschädigter Steine. Aufgrund der großen Zahl schöner Wappensteine entlang der alten Landesgrenze zwischen der ehemaligen württembergischen Stadt Kleingartach und der badischen Stadt Eppingen beauftragte das Landesamt für Denkmalpflege in Abstimmung mit der Unteren Denkmalschutzbehörde der Stadt Eppingen das Büro Strebewerk in Stuttgart mit einer Schadenserfassung (Abb. 6).

7 Dreimarkungsstein von Eppingen, Kleingartach und Michelbach.

8 Der Steinmetz beim Reinigen eines Wappensteins entlang der Grenze Kleingartach/Niederhofen.

9 Steinfestigung.



Die zur Vorbereitung durchgeführte Grenzbegehung entlang der alten badischen und württembergischen Waldgrenze, die allen Beteiligten sicher in unvergesslicher Erinnerung bleiben wird, wurde Mitte August 2008 bei Dauerregen und hüfthohem Grasbewuchs durchgeführt. Begonnen wurde am Dreimarkungsstein Kleingartach–Eppingen–Niederhofen. Mit dabei waren der Ortsvorsteher von Kleingartach, zwei Vertreterinnen des Landesamts für Denkmalpflege, eine Vertreterin der Unteren Denkmalschutzbehörde der Stadt Eppingen, zwei Mitarbeiter der Firma Strebewerk sowie der Autor, der den Grenzverlauf bereits kannte.

Auf dieser 4,2 km langen Grenzlinie, die quer durch den Wald mit tiefen Einschnitten und Bachüberquerungen führt, galt es, die 62 noch vorhandenen Landesgrenzsteine aufzufinden. Erleichtert waren alle, als der Dreimarkungsstein von Eppingen, Kleingartach und Michelbach erreicht war. Dieser in drei Teile zersprungene Stein von 1814, versehen mit der Nummer 1 von Kleingartach, stand mitten im Michelbach, wurde nur noch von einer Schnur zusammengehalten und gab Anlass zu einer Diskussion, ob eine Restaurierung noch möglich und sinnvoll sei (Abb. 7).

Restaurierung

Nachdem eine Schadensdokumentation erstellt und die voraussichtlichen Kosten einer Restaurierung bekannt waren, erfolgte 2012 eine Ausschreibung. Schließlich konnte der ortsansässige Steinmetzmeister Jürgen Wütherich gewonnen werden mit der Zusage, dass ihn ein ehrenamtlicher Helfer – der Autor dieses Beitrags – als Träger und Wegweiser bei der Arbeit begleitet und unterstützt. Da die Restaurierung von Steinen im Wald auch gute Wetterbedingungen voraussetzt, konnten die Arbeiten nur kurzfristig geplant und ausgeführt werden.





Die Restaurierung erfolgte in drei Arbeitsdurchgängen, zwischen denen gewisse Trocknungszeiten einzuhalten waren. Mit dem nötigen Kartenmaterial ausgestattet, auf dem jeder zu bearbeitende Grenzstein eingetragen war, machte sich der Steinmetzmeister mit dem Helfer auf den Weg zum ersten Durchgang. Angesagt war u. a. die manuelle Reinigung von Flechten und Moosen (Abb. 8). Hierbei musste besonders sorgsam vorgegangen werden, um die Schäden durch Absandung und Abplattungen nicht zu vergrößern. Diese Arbeit erstreckte sich über mehrere Tage und führte durch unwegsames Waldgelände.

Beim zweiten Durchgang wurden die Steine mit einem Festiger behandelt (Abb. 9). Damit die Steine danach gleichmäßig austrocknen konnten, erhielt jeder behandelte Stein eine Abdeckung (Abb. 10). Auch diese mehrtägige Arbeit war beschwerlich, da die Arbeitsmittel lange Strecken quer durch den Wald getragen werden mussten. Diese Tätigkeit musste Ende November 2012 unterbrochen werden, da ein Arbeiten mit dem Steinfestiger unter 8 °C nicht möglich ist. Im Mai 2013 wurde die Festigung der Steine abgeschlossen.

Beim dritten Durchgang begann die eigentliche Restaurierung, das heißt, dass mit speziellem Füllmaterial Frostrisse geschlossen und Abplattungen mittels Injektionen hinterfüllt wurden. Abgängiges Material wurde nicht ergänzt, sondern durch Anböschungen geschützt, um Wassereindringen zu verhindern. Die gesamten Tätigkeiten wurden vom Steinmetzmeister fotografiert und schriftlich dokumentiert.

Nachdem Ende Juni 2013 die Restaurierung abgeschlossen war, wurde diese von einem freiberuflichen Büro für Baudokumentation in der Denkmalpflege begutachtet.



Schutz der Steine

Ebenfalls ein wichtiges Ergebnis des Projekts ist der Schutz der Grenzsteine im Wald durch ein stabiles Dreibockgerüst, das die Steine auch leichter erkennbar macht. Damit verbunden ist ein Schutzkonzept, das in Zusammenarbeit mit dem Forstamt eigens für Kleindenkmale und Grenzsteine entwickelt wurde (Abb. 11).

Resümee

Insgesamt wurden entlang der 19 km langen Kleingartacher Gemarkungsgrenze 68 Grenzsteine restauriert. Die entstandenen Kosten wurden von der Stadt Eppingen, dem Ministerium für Finanzen und Wirtschaft sowie der Denkmalstiftung Baden-Württemberg getragen. So konnte ein ursprünglich als rein privates Vorhaben begonnenes Projekt dank der fachlichen Unterstützung durch die Denkmalpflege und dank erheblicher öffentlicher Mittel zu einem gelungenen Abschluss gebracht werden.

Praktischer Hinweis

Weitere Informationen zum Grenzsteinpfad finden sich auf der Homepage des Vereins „Heimat und Kultur Kleingartach e. V.“ unter www.huk-kleingartach.de/grenzsteinpfad

Gotthilf Sachsenheimer

In der Brandstatt 12

75031 Eppingen/Kleingartach

10 Abdeckung zur besseren Trocknung des Festigers.

11 Inzwischen steht über jedem zu schützenden Grenzstein ein stabiles Dreibockgerüst.

Glossar

Almandsteine

auch Allmendsteine; Grenzsteine zur Kennzeichnung der Allmende, das heißt des Gemeinschaftsbesitzes der Gemeinde.

Dreimärker

Grenzstein, an dessen Standort drei Grenzen (Markungen, Herrschaftsgebiete) zusammentreffen.

Waldsteine

auch Waldgrenzsteine oder Forst(grenz)steine; Grenzsteine zur Kennzeichnung von Waldgebieten und deren Nutzungsrecht.

Zehntsteine

auch Zehntgrenzsteine; seit dem Mittelalter wurde der Zehnt, eine Abgabe an die Kirche oder Herrschaft, erhoben. Zehntsteine markieren die Grenzen der Zehntbezirke.



Innovatives DBU-Projekt an den Felsenkapellen von St. Salvator in Schwäbisch Gmünd

Entwicklung eines Steinfestigers für feuchte Untergründe

Das interdisziplinäre Forschungsprojekt „Modellhafte Konservierung der anthropogen umweltgeschädigten Felsenkapellen von St. Salvator in Schwäbisch Gmünd“ nahm sich im Zeitraum von 2011 bis 2014 eines großen konservatorischen Defizits an: der Festigung von Naturwerksteinen in feuchtem Zustand. Bei der Erforschung des Themas arbeitete das Konsortium aus universitärer Forschungseinrichtung, der Katholischen Kirchengemeinde Heilig-Kreuz Schwäbisch Gmünd als Eigentümer und fünf kleinen und mittleren Unternehmen unter fachlicher Begleitung durch das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in vorbildlicher Weise zusammen. Die Förderung erfolgte durch die Deutsche Bundesstiftung Umwelt (DBU), die Deutsche Stiftung Denkmalschutz und das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart. Ziel war die Erhaltung der Felsenkapellen von St. Salvator in Schwäbisch Gmünd, einer Felsenkirche mit aus dem anstehenden Sandsteinfels gehauenen Figuren wie zum Beispiel der Ölberggruppe. Die Ergebnisse des Forschungsprojekts wurden im Rahmen einer Fachtagung am 4./5. Mai 2015 in Schwäbisch Gmünd der Öffentlichkeit präsentiert. Der Beitrag gibt einen Bericht über die Tagung.

Michael Auras

1 Übersicht Vorzustand
Ölbergrelief in der
Oberen Kapelle von
St. Salvator.

Orange:
Verlust, Ausbruch;
Pink:
Ablösung, Hohlstelle;
Gelb: Oberflächenverlust;
Türkis: Ausarbeitung.

Die Felsenkirche bildet den Abschluss eines dem Jerusalemer Kreuzweg nachgebildeten, von Kapellen, Stationshäuschen und Bildstöcken gesäumten Wallfahrtsweges, der nordwestlich der Altstadt auf den Salvatorberg führt. Die Felsenkir-

che wurde im frühen 17. Jahrhundert von Caspar Vogt erschaffen; der in die Landschaft eingebettete Kreuzweg wurde im 17. und 18. Jahrhundert ausgebaut.

Typisch für die Felsenkirche wie auch für andere Objekte, die aus dem anstehenden Fels herausgearbeitet wurden, ist die permanente Bergfeuchte. Begleiterscheinungen der hohen Feuchtelast sind Salzanreicherungen und mikrobieller Bewuchs, die beide ein hohes Schädigungspotenzial für die historische Bausubstanz mit sich bringen. Dementsprechend war die Steinsubstanz, insbesondere an den Skulpturen der Ölberggruppe, stark geschädigt (Abb. 1).

Neuentwicklung Steinfestiger

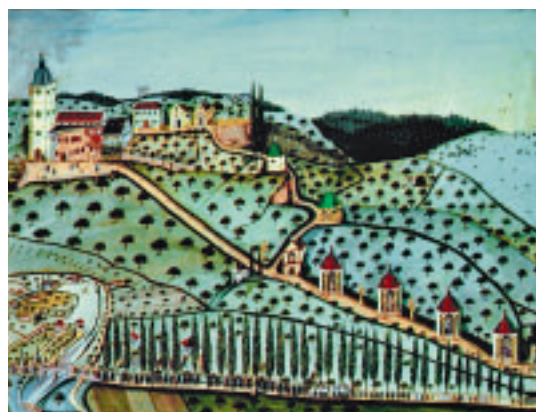
Marktgängige Festigungsmittel zur Konservierung von Sandstein sind für eine Anwendung auf feuchten Untergründen nicht geeignet. Kunstharzhaltige Lösungen und Dispersionen dringen in feuchte Substrate kaum ein, und die üblicherweise



zur Steinfestigung eingesetzten Kieselsäureester reagieren bei Kontakt mit Wasser spontan aus, bevor sie hinreichend tief in den Stein eingedrungen sind. Hier wurde mit der Entwicklung eines Festigers für feuchte Untergründe durch Eberhard Wendler vom Fachlabor für Konservierungsfragen in der Denkmalpflege, München, ein Meilenstein im Bereich der Konservierung von Naturstein erreicht. Diese Neuentwicklung zeigt Lösungsansätze für viele andere denkmalpflegerische und restauratorische Problemfälle in Felsobjekten, Krypten, Kellern, bei Grabdenkmälern, archäologischen Grabungen und anderen permanent feuchtebelasteten Bau- und Kunstdenkmälern auf. Das Festigungsmittel war im Fall der Ölberggruppe in der Lage, auch bei Sättigungsgraden von 20 bis 50 Prozent in den Porenraum einzudringen, dort auszuhärten und dabei die Gesteinskörner erneut zu verkitten. Bevor, während und nachdem diese Methode eingesetzt werden konnte, waren umfangreiche Recherchen sowie Vor- und Begleituntersuchungen notwendig. Diese erfolgten in enger Zusammenarbeit mit den kunsthistorisch/historischen, den natur- und restaurierungswissenschaftlichen sowie den technischen Disziplinen. Erst die Zusammenführung der Ergebnisse ermöglichte die verantwortungsbewusste Anwendung des neuen Festigungsmittels an der Ölberggruppe und die Durchführung der gesamten Restaurierungsmaßnahme.

Ergebnisse und Präsentation

Die Forschungsergebnisse des Projekts wurden im Rahmen einer Fachtagung am 4./5. Mai 2015 der Öffentlichkeit präsentiert. Pünktlich zur Tagung erschien die Zusammenfassung der Resultate in einem Tagungsband (Abb. 3; siehe Literatur). Verständlicherweise können die Ergebnisse an dieser Stelle nur auszugsweise wiedergegeben werden. Nach der Begrüßung (Abb. 2) und einer Einführung durch Projektkoordinator Jürgen Frick von der Materialprüfanstalt Universität Stuttgart (MPA) folgte eine kunsthistorische Vorstellung und denkmalpflegerische Würdigung der Gesamtanlage



Kreuzweg einschließlich der Felsenkirche St. Salvator durch Ulrike Schubart vom Landesamt für Denkmalpflege. Wichtige Aspekte sind dabei unter anderem die gelungene Einbettung des Kreuzwegs in die Landschaft außerhalb der Stadt sowie der historische Hintergrund, da die Anlage als Wallfahrtsort einen Ausdruck der Gegenreformation im katholischen Schwäbisch Gmünd innerhalb eines protestantischen Umlandes darstellt (Abb. 4).

Bestand und restauratorische Voruntersuchungen

Der freiberufliche Restaurator Karl Fiedler stellte den Bestand und den Zustand der steinernen Kunstwerke innerhalb der Felsenkirche sowie die restauratorischen Problemfelder dar (Abb. 5). Letztere sind wie erwähnt bedingt durch das Zusammenwirken von hoher Feuchtebelastung, bauschädlichen Salzen und intensivem Bewuchs durch Mikroorganismen. Die restauratorische Voruntersuchung bildet die Grundlage für alle anderen Untersuchungen und Maßnahmen am Objekt. Bei der Erfassung wurden sowohl der äußerst fragile Ausgangszustand der Ölberggruppe dokumentiert als auch die Spuren früherer Farbfassungen und Reparaturmaßnahmen. Die Schäden treten auf in Form von Rückwitterung, Absanden, Krustenbildung und blasenartigem Ablösen der Steinoberfläche. Im zweiten Teil des Vortrags wurde das Konzept zur Konservierung und Restaurierung beschrieben, das auf praktischen Erprobungen von Laserreinigung (Abb. 6), Steinfestigung sowie kieselsolgebundenen Schlamm- und Kittmassen beruht.

Monitoring und Untersuchungen

Permanente und tiefenaufgelöste Messungen der Feuchtegehalte im Sandstein der Felsenkirche mittels neuartiger Sensoren und die kontinuierliche Überwachung des Raumklimas wurden durch



2 Begrüßung der Tagungsteilnehmer durch Paul Bellendorf von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz.

3 Titelseite des Tagungsbandes (siehe Literatur).

4 Ansicht der Salvatoranlage, Aquarell von Carl Christian Speitel aus dem Jahr 1855.



5 Gesicht des Häschers im Ölberg (Vorzustand): Verlust von Relieffhöhen.

Markus Krüger und Eric Price von der Technologie Transfer Initiative GmbH – TGU Smartmote (Smartmote), Stuttgart, durchgeführt (Abb. 7). Sie ermöglichten die Erkennung des für die Festigung geeigneten Zeitpunkts, zu dem die Feuchtegehalte im Stein auf ein hinreichendes Maß gesunken waren. Die Untersuchungen der Steinsubstanz, ihrer Salzbelastungen sowie der Änderungen relevanter Gesteinseigenschaften durch die Festigung wurden von einer Arbeitsgruppe unter Leitung von Judith Zöldföldi, MPA Stuttgart, durchgeführt. Rasterelektronenmikroskopische Untersuchungen konnten belegen, dass eine der beiden erprobten Varianten des neuen Festigungsmittels bis in eine Tiefe von 2,5 cm eingedrungen ist, die Poren nicht vollständig füllt, dass das neu gebildete Kieselgel gut und gleichmäßig an den Porenrändern haftet und die Sandsteinkörner miteinander verbindet. Messungen der kapillaren Wasseraufnahme und des Wasserdampfdiffusionswiderstandes belegten, dass die Feuchtetransporteigenschaften des Stubensandsteins durch die Festigung nicht oder nur in minimalem Ausmaß verändert wurden. Es wird also durch die Steinfestigung keine absperrende Schicht aufgebaut, die Trocknung der Sandsteinoberfläche wird in gleicher Geschwindigkeit erfolgen wie bisher.

Mikrobiologie

Eine intensive und dennoch sehr pragmatische mikrobiologische Begleitung erfolgte durch Stefanie Scheerer, Labor Biophil, Stuttgart. Dabei wurden die quantitativ bedeutendsten Gruppen von Mikroorganismen bestimmt und deren Beitrag zur Steinverwitterung untersucht. Es zeigten sich Unterschiede in der Besiedlung von oberer und unterer Kapelle, die auf verschiedene Feuchtebelastungen zum Zeitpunkt der Untersuchungen zu-

6 Zwischenzustand nach Laserreinigung am Ölberg.

rückgeführt wurden (Abb. 8). Die Auswirkungen der mikrobiellen Besiedlung auf den Verwitterungsfortschritt sind gegenüber den Einflüssen der Salze geringer. Verschiedene Methoden zur Entfernung des Bewuchses wurden getestet, letztlich wurde einer Kombination aus hochprozentigem Alkohol und UV-Bestrahlung der Vorzug gegeben. Obwohl über kurz oder lang eine erneute Besiedlung stattfinden wird, war die Entfernung des Bewuchses notwendige Voraussetzung für die Applikation des Festigungsmittels.

Entwicklung eines geeigneten Steinfestigers

Eberhard Wendler aus München, der ausgewiesene Fachmann für Steinfestigung mit Kieselsäureester (KSE), erläuterte seine Strategie zur Entwicklung eines KSE-Festigers für feuchte Untergründe. Übliche Steinfestiger auf KSE-Basis sind auf feuchten Untergründen nicht anwendbar, denn sie reagieren bei Kontakt mit Wasser spontan aus, bevor sie hinreichend tief in den Porenraum eingedrungen sind. Die Folge kann eine starke Überfestigung der Steinoberfläche sein, die zu Folgeschäden führen kann. Neu ist die Anwendung des KSE in Form einer wässrigen Mikroemulsion, bei der das Festigungsmittel in eine hydrophile Hülle gepackt wird, die so lange stabil bleiben muss, bis das Mittel tief in den Stein eingedrungen ist. Durch eine Modifizierung des KSE mit funktionellen Silanen wird erreicht, dass das Festigungsmittel den Wasserfilm auf den Mineraloberflächen verdrängen kann, wodurch eine Anbindung des bei der Aushärtung entstehenden Kieselgels an die Mineraloberflächen ermöglicht wird.

Ergänzende Untersuchungen

Weitere Untersuchungen können an dieser Stelle nur stichpunktartig genannt werden, auch wenn





7 Darstellung der Sensorpositionen zur Messung der Klimadaten im Bereich der oberen Kapelle (Auszug der webbasierten Online-Visualisierung mit Sensorpositionen und aktuellen Messwerten am Objekt).

sie wesentlich zum Gelingen der Maßnahme beitragen:

- In einem Text des Tagungsbands wertete Karl Graf die schriftlich überlieferten Quellen zum Salvator aus Sicht des Historikers aus.
- Eine Erfassung der an Kreuzweg und Felsenkirche verbauten Natursteinvarietäten erfolgte durch ein erdgeschichtlich sehr bewandertes Mitglied des Salvator Freundeskreises, Werner Mayer.
- Zur Erkundung der geologischen und hydrogeologischen Situation im Umfeld des Objekts wurden durch die Firma Geotechnik Südwest, Bietigheim-Bissingen, am Berghang oberhalb der Felsenkirche zwei Bohrungen niedergebracht (Abb. 9). Eine der Bohrungen wurde zu einem Pegel ausgebaut, der die Sickerströme im Hang erfasste. Der Zeitpunkt des höchsten Pegelstandes ließ sich mit verstärktem Auftreten von Feuchtflecken in der Felsenkirche korrelieren.
- Johanna Leissner vom Fraunhofer-Institut für Silikatforschung, Würzburg/Bronnbach, präsentierte die Ergebnisse einer Glassensorstudie am Salvator, die im Rahmen des EU-Projekts „Climate for Culture“ durchgeführt wurde. Im Vergleich zu den anderen Fallstudien des EU-Projekts zeigte der Salvator eine sehr starke Glaskorrosion.

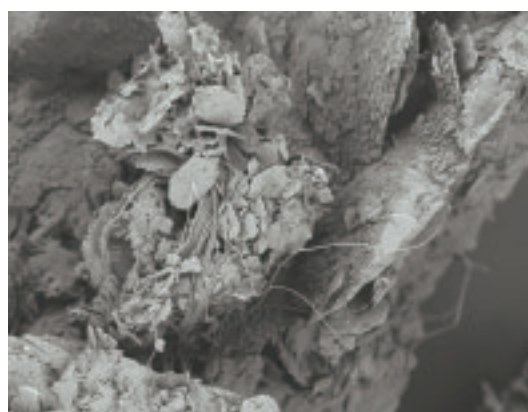
In drei weiteren Vorträgen wurden Ergebnisse an nationalen und internationalen Vergleichsobjekten vorgestellt, die ähnliche Problemstellungen aufwiesen:

- Kurt Heinrichs vom Lehrstuhl für Ingenieurgeologie und Hydrogeologie der RWTH Aachen stellte die DFG-geförderten Untersuchungen zur Salzverwitterung an Felsmonumenten in Petra/Jordanien vor, bei denen ein ähnliches Funksensornetzwerk zum Einsatz kam.

- Das Steinerne Album in Großjena, ein barockes Felsrelief in einem Weinberg, wurde im Rahmen eines DBU-Projekts in den 1990er Jahren konserviert. In der Zwischenzeit zeigen sich neue Schäden, die der erneuten Behandlung bedürfen, wie Jeannine Meinhardt vom Institut für Diagnostik und Konservierung an Denkmalen in Sachsen und Sachsen-Anhalt e.V., Halle, darstellte.
- Die Raumklimastabilisierung zum Erhalt der Wandmalereien in der Kirche St. Georg, Teil des UNESCO-Weltkulturerbes auf der Klosterinsel Reichenau, wurde von Harald Garrecht, MPA Universität Stuttgart, thematisiert. Speziell die Krypta weist ähnlich hohe Feuchtebelastungen wie am Salvator auf. Vorgestellt wurde die Problemstellung des im Frühjahr 2015 begonnenen DBU-Projekts.

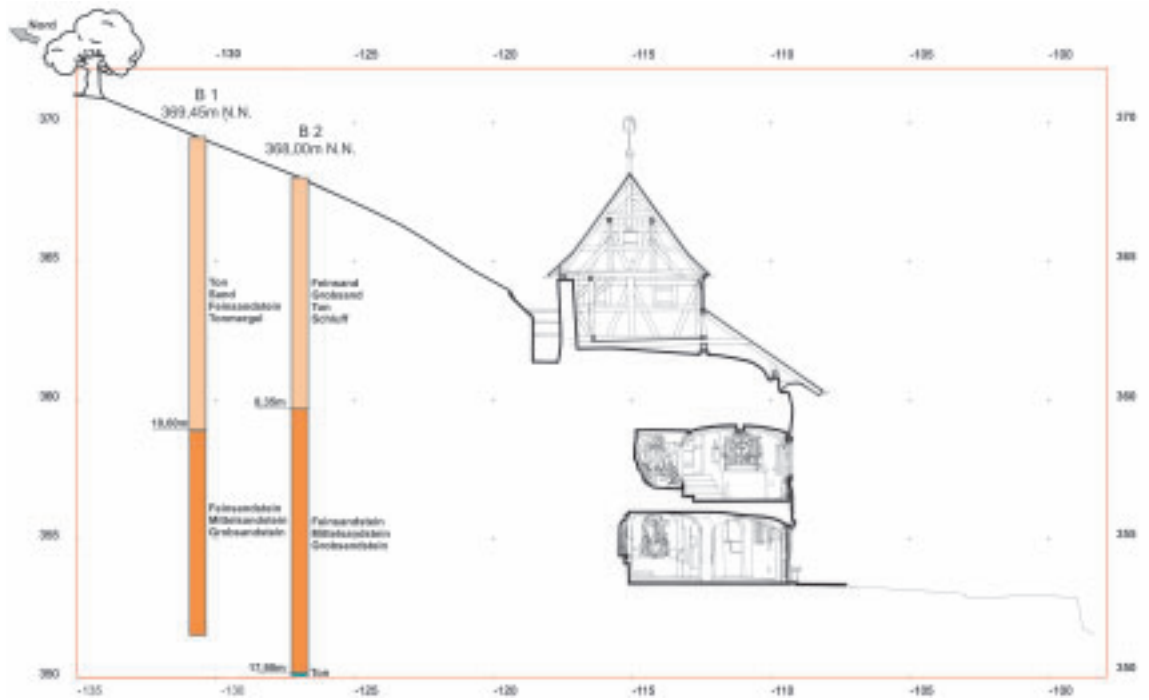
Tagung als Diskussionsforum

Lebhaftes Diskussionsforum zwischen den Vorträgen und in den Pausen zeigten das Interesse des Fachauditoriums. Am späten Nachmittag des ersten Tages gab es dann Gelegenheit zum Besuch des frisch restaurierten Denkmals mit fachkundigen Er-



8 Übersicht über ein Gesteinsfragment aus der Kreuzigungsgruppe der Unteren Kapelle mit partiellem Bewuchs eines innig mit der Gesteinsmatrix und Salzkristallen verbundenen gemischten Biofilms.

9 Lage der beiden Bohrungen in Bezug auf die Kirche mit den Kapellen im Querschnitt.



läuterungen der beteiligten Restauratoren und Wissenschaftler (Abb. 10). Zum Ausklang lud der Salvator Freundeskreis vor Ort zu einem kleinen Empfang, bevor die angeregten Gespräche der Tagungsteilnehmer beim Abendessen in der Altstadt fortgesetzt wurden.

Externe Erfahrungen und erfolgte Restaurierungsmaßnahmen

Am zweiten Tag wurde zunächst von externen Referenten über Erfahrungen an anderen Denkmälern mit vergleichbarer Problematik berichtet. Danach wurde die praktische Umsetzung der Restaurierungsmaßnahmen am Salvator detailliert durch Karl Fiedler vorgestellt (Abb. 11). Judith Zöldföldi und Stefanie Scheerer berichteten über die begleitenden Untersuchungen und mikrobiologischen Maßnahmen. Auch unerwünschte Nebeneffekte und Probleme kamen zur Sprache, so zum Beispiel die Folgen der Freisetzung von Alkohol. Dieser wurde bei den Arbeiten in erheblicher

Menge eingesetzt, sowohl in konzentrierter Form zum Abtöten der Mikroorganismen als auch in geringerer Konzentration als Inhaltsstoff und Reaktionsprodukt des KSE. Die Wirkung von Alkohol auf Mikroorganismen lässt sich in gewisser Weise mit der auf den Menschen vergleichen: In hoher Konzentration wirkt Alkohol toxisch, in geringer Konzentration jedoch durchaus anregend. Leider äußerte sich Letzteres im Fall des Salvators in starker Ausbreitung von Schimmelpilzen, die Alkohol als Nahrungsmittel verwerten konnten. Der Schimmelbefall machte wiederholte Reinigungs- und Desinfektionsmaßnahmen notwendig. Die hohe Alkoholkonzentration erforderte darüber hinaus aus Gründen des Arbeitsschutzes umfassende Begleitmaßnahmen. Eine Entlüftungsanlage wurde installiert, kontinuierliche Messungen der Alkoholkonzentration in der Raumluft durchgeführt und die Arbeitszeit des Restaurators entsprechend limitiert.

Mit Blick auf die künftige Nutzung diskutierte Markus Krüger die bauphysikalischen Aspekte. Deut-

10 Besuch des frisch restaurierten Denkmals mit fachkundigen Erläuterungen der beteiligten Restauratoren und Wissenschaftler am Ende des ersten Tagungstages.

11 Festigung durch den Restaurator Karl Fiedler, gezielte Applikation mit Spritze und Kanüle.



lich herausgearbeitet wurde das Dilemma der problematischen bauphysikalischen Situation: Aus mikrobiologischer Sicht wäre eine Senkung der Raumluftfeuchte wünschenswert, um die Intensität des mikrobiellen Befalls zu reduzieren. Aus bauchemischer Sicht hingegen ist eine hohe Raumluftfeuchte anzustreben, um die im Porenraum des Steins angereicherten bauschädlichen Salze in Lösung zu halten, da ihr Auskristallisieren zur beschleunigten Verwitterung des Sandsteins führen würde. Unter Berücksichtigung des höheren Schadenspotenzials durch Salzkristallisation wurde abgestimmt, höhere Luftfeuchten zu akzeptieren. In der Folge werden vermutlich Wartungsarbeiten zur erneuten Reinigung und Desinfektion der Steinoberflächen notwendig werden.

Ergebnis

Die gute Projektstruktur mit umfassender Untersuchung des Salvators durch verschiedenste Fachrichtungen sowie die äußerst gründliche Bearbeitung der einzelnen Probleme und Teilaspekte auf hohem wissenschaftlichen Niveau legten die Basis nicht nur für ein – soweit bislang beurteilbar – ausgezeichnetes Restaurierungsergebnis, sondern bewirkten auch einen Meilenstein bei der Steinrestaurierung, der Festigung feuchter Substrate mit Kieselsäureester (Abb. 12).

Beispielhaft sind nicht nur die Projektergebnisse, sondern auch deren Publikation. Das Erscheinen beim Fraunhofer IRB Verlag in Stuttgart stellt sicher, dass die Projektergebnisse der Fachwelt dauerhaft zugänglich bleiben. Eine zusammenfassende Publikation in englischer Sprache wäre äußerst wünschenswert, um die Resultate auch auf internationaler Ebene verfügbar zu machen.

Hervorzuheben sind darüber hinaus das großartige bürgerschaftliche Engagement des Salvator Freundeskreises, die Unterstützung durch den Eigentümer sowie die finanzielle Förderung der Forschungsarbeiten durch die Deutsche Bundesstif-

tung Umwelt sowie der Restaurierungsarbeiten durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz und die Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg. Die fachliche Begleitung durch das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart stellte die hohe Qualität der fachlichen Arbeit sicher.

Die Materialentwicklung im Rahmen des Projekts ist abgestimmt auf den Stubensandstein, aus dem die Felsenkirche besteht. Soweit bislang absehbar, wurde eine Lösung zum Erhalt des Denkmals gefunden. Ein Langzeitmonitoring muss nun abgeschlossen werden, um frühzeitig eventuelle Probleme erkennen und Gegenmaßnahmen ergreifen zu können. Eine Weiterentwicklung dieses System auch für andere Natursteinarten beziehungsweise andere mineralische Baustoffe ist unbedingt wünschenswert.

Literatur

Modellhafte Konservierung der anthropogen umweltgeschädigten Felsenkapellen von St. Salvator in Schwäbisch Gmünd. Abschlussbericht, Bauforschung – Denkmalpflege, Band D 1019, hg. v. Jürgen Frick und Judith Zöldföldi, 2015.

Richard Strobel: Die Kunstdenkmäler der Stadt Schwäbisch Gmünd IV – Kirchen und Profanbauten außerhalb der Altstadt/Ortsteile, München, 2003.

Praktischer Hinweis

Hinter dem Bahnhof von Schwäbisch Gmünd führt der Kreuzweg mit Bildstöcken sowie Kapellenhäuschen samt lebensgroßen Figuren hinauf zur Wallfahrtsstätte St. Salvator.

www.schwaebisch-gmuend.de/2698-St_Salvator.html

Dr. Michael Auras
Institut für Steinkonservierung e.V.
Große Langgasse 29
55116 Mainz

Glossar

Silane

Chemische Verbindungen aus Silicium und Wasserstoff.



12 Gesamtansicht des Ölbergs nach der Konservierung.



Auf Zeitreise durchs Land

Denkmalreise des Staatssekretärs 2015

Vier Tage, vier Regierungsbezirke, 18 Denkmale: Kurz vor dem Tag des offenen Denkmals hat Peter Hofelich, Staatssekretär im Ministerium für Finanzen und Wirtschaft, gemeinsam mit Vertretern des Landesamts für Denkmalpflege, des Ministeriums und der Regierungspräsidien verschiedenste Denkmale im Land besucht. Traditionell nutzt der Staatssekretär die Woche vor dem Tag des offenen Denkmals, um sich einen Überblick über aktuelle – gelungene wie auch problematische – Projekte der Denkmalpflege zu verschaffen und das öffentliche Interesse auf diese zu lenken. In diesem Jahr würdigte Peter Hofelich neben dem großen Engagement der Denkmaleigentümer auch die „positive Kommunikationskultur“ der Denkmalpflege. Das Bild von einer lediglich Vorschriften erlassenden Denkmalbehörde hätte ausgedient, längst würden die Denkmalpfleger ihre Partner aktiv und kreativ bei der Suche nach angemessenen Lösungen fürs Denkmal unterstützen.

Julia Born/Susanne Glaser/Martina Schäfer

Es sind nur einige Meter vom Lokschuppen bis zur Haltestelle „Warthausen“ mit dem Wartehäuschen, der Fahrkartenausgabe und einer Sitzbank für die Fahrgäste. Eine Weiche gibt es auf der knappen Strecke, es geht vorbei an abgestellten Personenwagen und einem Kesselwagen. Doch die kurze Sonderfahrt will sich Peter Hofelich nicht entgehen lassen (Abb. 1). Denn es ist eine Fahrt in einem Denkmal: Die Lokomotive Mallet 99633 wurde um 1900 von der Maschinenfabrik Esslingen für die Königlich Württembergische Staatsbahn gebaut und war auf der 750 mm-Schmalspurstrecke zwischen Biberach, Warthausen und

1 Staatssekretär Peter Hofelich in einem Waggon der Öchslebahn.



Ochsenhausen eingesetzt. Nach ihrer Restaurierung ist sie vor allem an den Wochenenden von Mai bis Oktober unterwegs, in 70 Minuten bringt sie Ausflugs Gäste unter Dampf die 19 km von Warthausen nach Ochsenhausen.

Für Staatssekretär Hofelich ist die Öchslebahn im Landkreis Biberach an diesem sonnigen Spätsommertag im September eine von fünf Stationen. Während seiner viertägigen Denkmalreise durch die vier Regierungsbezirke Baden-Württembergs besucht er zusammen mit Vertretern des Landesamts für Denkmalpflege, des Ministeriums und der Regierungspräsidien 18 Denkmale. Vor Ort stoßen Eigentümer, Ehrenamtliche, Abgeordnete des Landtags, Landräte und Bürgermeister hinzu. „Mit der Denkmalreise soll den Denkmälern und dem großen Engagement, das dahinter steckt, die gebotene Aufmerksamkeit zukommen“, erklärt Hofelich.

Industrielle Geschichte des Landes

„Handwerk, Technik, Industrie“ lautete das Motto des bundesweiten Tags des offenen Denkmals in diesem Jahr. Passend dazu sind auch bei der Reise Denkmale im Fokus, die für das handwerkliche Können, den technischen Fortschritt oder die industrielle Entwicklung ihrer Zeit stehen. „Industrie, Technik und Handwerk haben unser Land schon immer geprägt, und sie prägen es bis heute“, sagt der Staatssekretär. „Deshalb ist das Motto wie für Baden-Württemberg gemacht.“ Zahlreiche Bau-



werke, aber auch technische Denkmale würden die industrielle Geschichte des Landes lebendig halten. Zum Beispiel die ehemalige Baumwollspinnerei ERBA in Wangen (Lkr. Ravensburg; Abb. 2). Die Zeit hat Spuren hinterlassen an den Spinnereigebäuden, dem Werkstattbau, am Transformatoren- und dem Kesselhaus sowie an den Wohnhäusern für die Arbeiter und deren Familien. Die Fassade bröckelt, einzelne Scheiben der hohen, abgerundeten Fenster der Spinnereien sind zerbrochen, in den Dachrinnen wächst Gras. In den riesigen Hallen mit den metallenen Stützpfählern, in denen zwischen 1861 und 1913 die Textilindustrie zu Hause war, hallen die Stimmen der Denkmalreise-Gruppe (Abb. 3). Vor wenigen Jahren habe die Stadt das Areal erworben, berichtet Wangens Oberbürgermeister Michael Lang. Er hat viel vor mit dem Gelände, das vor vier Jahren in die Liste der Denkmale aufgenommen wurde. Es liegt in einem Sanierungsgebiet des Programms Soziale Stadt, bei der

Landesgartenschau im Jahr 2024 soll es eingebunden werden, ein Verein mit ehemaligen ERBA-Mitarbeitern und engagierten Bürgern setzt sich für ein Museum ein. Das alles wird für die Beteiligten eine Mammutaufgabe, darin sind sich die Teilnehmer der Denkmalreise sicher. Die große Aufgabe der Instandsetzung und Umnutzung haben die Mitglieder des Fördervereins Glashütte Buhlbach in Baiersbronn-Obertal (Lkr. Freudenstadt) bereits hinter sich. Die Glashütte wurde im 18. Jahrhundert gegründet und 1908 stillgelegt. Mit vorbildlichem bürgerschaftlichem Engagement hat der Förderverein die vom Abbruch bedrohten Gebäude gerettet. „Es sind Tausende von Bürgerinnen und Bürgern, die sich einzeln, in Vereinen, Interessengruppen oder Initiativen für die Denkmalpflege in unserem Land einbringen“, betont der Staatssekretär. „Ohne dieses Engagement wäre so manches Denkmal heute nicht mehr erhalten.“ In der Glashütte Buhlbach

2 Zwischen 1861 und 1913 entstanden die Gebäude der Baumwollspinnerei ERBA. Alle Gebäude zusammen sind als Sachgesamtheit denkmalgeschützt.

3 Beim Gang durch die ehemaligen Fabrikhallen informiert sich Staatssekretär Peter Hofelich über Möglichkeiten der Umnutzung.

4 Das Gesteinsmahlhaus der Glashütte Buhlbach ist dank des großen Engagements des Fördervereins bereits als Museum wiederhergestellt.





5 Ein herausragender touristischer Anziehungspunkt und Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung ist die Donauquelle in Donaueschingen. Bei der jüngsten Sanierung wurde auch ein barrierefreier Zugang eingerichtet.

können sich die Teilnehmer der Denkmalreise dank unzähliger freiwillig geleisteter Arbeitsstunden in einer Führung und in den Ausstellungsräumen auf eine Zeitreise zurück in die Vergangenheit begeben, die vom Leben und Arbeiten der Glasmacher erzählt (Abb. 4). So ist der in der Glashütte von der Familie Böhringer entwickelte Glasboden für Sekt- und Champagnerflaschen, der „Buhlbacher Schlegel“, bis heute weltweit einzigartig in der Flaschenherstellung. Vor allem die professionelle Rettungsgrabung und die künftige Präsentation des wiederentdeckten Glasofens gelte es nun anzupacken, erklärt Michael Ruf, Bürgermeister von Baiersbronn.

Handwerkliche Kompetenz, Substanzschonung und neueste Technik

Technisch und finanziell sehr aufwendig war die Restaurierung der Donauquelle in Donaueschingen (Schwarzwald-Baar-Kreis). Die runde Quellfassung ist mit Skulpturen und Reliefs attraktiv verziert und birgt im Inneren den dunkelblau leuchtenden Quelltopf (Abb. 5). Der Molassesandstein stellte Planer und Ausführende bei der Restaurierung vor große Herausforderungen, ist er doch schwer zu konservieren. Wie die Rettung dennoch gelang, erläutern die Fachleute vor Ort (Abb. 6). Bald schon wird die Quelle wieder ein attraktiver Anziehungspunkt für zahlreiche Touristen sein.

6 Steinrestaurator Otto Wölbert vom Landesamt für Denkmalpflege erläutert das technische Vorgehen bei der Instandsetzung.

Durch besondere Substanzschonung zeichnet sich die Sanierung einer Villa im Stadtteil Calw in Hirsau aus. Bescheiden führt Philipp Gräßle gemeinsam mit seiner Frau und seinen zwei Kindern den hohen Besuch durch sein Denkmal, das er in enger Abstimmung mit der Denkmalpflege zum Teil in Eigenleistung sukzessive wiederherstellt. Die einzigartige Lage und die bereits fertig sanierte Fassade fesseln die Besucher, erst im Inneren zeigt sich, dass das Ehepaar noch einiges an Arbeit vor sich hat. Doch dies kann die Eigentümer nicht schrecken, der authentische Charakter des Hauses und das sorgsam ausgewählte passende Mobiliar schaffen hier ein selten stimmiges Wohnambiente, wie es nur ein behutsam saniertes Denkmal besitzt (Abb. 7 und 8).





Alt und neu schließen sich in der Denkmalpflege nicht aus. Aktuelles und Historisches ergänzen sich oft. Und mehr und mehr ist auch der Umgang mit den Zeugnissen vergangener Zeiten von der neuesten Technik geprägt. So kreist über dem Gebiet des keltischen „Oppidums“ in Creglingen-Finsterlohr (Main-Tauber-Kreis) eine Drohne, als die Denkmalreise-Gruppe das Geländedenkmal besucht (Abb. 9). Hofelich, der früher selbst in der IT-Branche tätig war, lässt sich die Funktionsweise der hochmodernen Drohne zeigen, die im ganzen Land eingesetzt wird. Das Fluggerät liefert digitale Fotos, die dann zu 3-D-Oberflächenmodellen und verzerrungsfreien Senkrechtaufnahmen verarbeitet werden. Die wiederum sind wichtig für die Auswertung durch die Archäologen.

Für den Staatssekretär gibt es daneben auch etwas „Bodenständiges“ in Creglingen zu sehen: das Oppidum, eine spätkeltische, über 120 ha große Befestigungsanlage aus dem 2. bis 1. Jahrhundert v. Chr. Teile ihres Holz-Stein-Erde-Walls sind als mehrere Meter hohes Grabensystem erhalten. Die 1,6 km lange Befestigung ist gut sichtbar. Das ausgedehnte Geländedenkmal ist frei zugänglich und wird über einen archäologischen Lehrpfad erschlossen. Ein Teil des Hauptwalls der westlichen Befestigungsanlagen konnte bereits vor über 20 Jahren in öffentliches Eigentum überführt und so aus der intensiven landwirtschaftlichen Nutzung genommen werden. Das Oppidum ist ein gutes Beispiel für das gelungene Zusammenspiel zwischen Archäologie und Landwirtschaft – in diesem Spannungsfeld muss immer sorgfältig abgewogen werden. Auch dank einer Arbeitsgruppe zwischen allen Beteiligten ist man in Baden-Württemberg hier auf einem guten Weg.

Welche Bedeutung die Arbeit mit modernen Forschungs-, Untersuchungs- und Dokumentationsmethoden für die Denkmalpflege hat, betont der Präsident des Landesamts für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Prof. Dr. Claus Wolf, an der Grabungsstelle „Alte Burg“ oberhalb von Langenenslingen (Lkr. Biberach): „In den ver-

gangenen Jahren gab es gerade in der Archäologie eine digitale Revolution. Wir müssen unser Personal auf dem Laufenden halten, was diese Entwicklung angeht“, sagt er.

Superlative der Denkmalpflege

Ohne Handarbeit geht es bei den Grabungen allerdings nicht (Abb. 10). Mit Spachteln, Schaufeln und Handbesen wird Stein um Stein in dem Waldstück freigelegt. Bis zu 4,20 m sind die Trockenmauern aus Kalkstein hoch, die seit Grabungsbeginn im Herbst vorigen Jahres entdeckt wurden. Zwei Vorwälle, ein tiefer Graben und ein mächtiger Abschnittswall grenzen ein Plateau ab. Die Mauern stammen aus frühkeltischer Zeit. Welche Bedeutung die Alte Burg im Zusammenhang mit der Heuneburg hatte, von deren Tor aus sie zu sehen war, soll in einem auf zwölf Jahre angelegten Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft untersucht werden. Schon jetzt ist davon die Rede, dass es sich bei der Alten Burg um das älteste Baudenkmal Süddeutschlands handeln könnte.

Einen weiteren Superlativ hat die Denkmalpflege in Pforzheim zu bieten: eine der umfangreichsten

7 Restaurator Philipp Gräble vor seinem denkmalgeschützten Wohngebäude im Stadtteil Calw in Hirsau. Die 1903 durch Oberamtsbaumeister Karl Krauss geplante Villa wurde zwischenzeitlich als Fremdenpension und später als Hotel und Gasthaus genutzt, bevor Herr Gräble sie nach Leerstand 2011 erwarb und zu Wohnungen für sich und seine Familie umbaute.

8 Das Wohnzimmer der Villa in Calw.

9 Vorführung einer Drohne zur digitalen Dokumentation des Geländes auf dem Gebiet des keltischen „Oppidums“ in Creglingen-Finsterlohr.



10 Die älteste Steinmauerarchitektur nördlich der Alpen wird zurzeit auf der „Alten Burg“ oberhalb von Langenslingen freigelegt. Vermutlich sind die Mauern bis in 6 m Höhe erhalten.



11 Beim Neuaufbau der Stadt Pforzheim nach dem Krieg blieben im östlichen Teil der Innenstadt Freiflächen bestehen, unter denen die kriegszerstörten Altstadtquartiere überdauerten. Aktuell wird im Bereich des ehemaligen Dominikanerklosters gegraben, bevor die Pläne für die Neugestaltung verabschiedet werden.

12 Bei den Grabungen im Sanierungsgebiet Ortsmitte III von Neuenburg wurden gefundene Model (Formen) für Ofenkacheln von ehrenamtlichen Mitarbeitern mittels Airbrush gereinigt und präsentiert.

Stadtgrabungen im Land (Abb. 11). Mitten in der Stadt, auf dem Parkplatz zwischen Technischem Rathaus und Stadtbibliothek, wird derzeit großflächig gegraben. Dabei konnte nicht nur eine urnenfelderzeitliche Vorbesiedlung aus den Jahren 1000 bis 800 v. Chr. auf dem Rathauhof nachgewiesen werden. Vielmehr ist aus den bislang untersuchten Quartieren auch die Siedlungsentwicklung von Pforzheim von der Stadtgründung im 12. Jahrhundert bis zur Zerstörung im Zweiten Weltkrieg nachvollziehbar. Reste der Klosterkirche und des Klausurgebäudes sowie Gräber des Klosterfriedhofs wurden bereits freigelegt.

Auch in der einstigen Zähringerstadt Neuenburg am Rhein (Lkr. Breisgau-Hochschwarzwald) geht es um die Stadtgeschichte. Wo sich eine freigelegte, alte Mauer an die nächste reiht, waren früher Handwerksbetriebe untergebracht. Das älteste der entdeckten Gebäude stammt aus der Zeit um 1200. „Unsere Stadt hat viele Zerstörungen erlitten“, sagt Bürgermeister Joachim Schuster. „Es ist ein Glück, dass wir die Stadtgeschichte nun sichtbar machen können.“ Auf dem Gelände, auf dem

in Zukunft eine Garage für das gesamte Quartier entstehen soll, wurden alte Kacheln und dazugehörige Model gefunden. In Plastikkisten sind sie unter einem Sonnenschirm für die Teilnehmer der Denkmalreise ausgestellt: Einige sind mit Ornamenten verziert, einige zeigen eine Frauenfigur (Abb. 12). Die Handwerker von einst haben es den Denkmalpflegern von heute leicht gemacht: Namen und Jahreszahl sind eingraviert. Doch es bleibt noch vieles zu untersuchen, zu erhalten und zu pflegen. In Neuenburg am Rhein wie auch an vielen anderen Orten im Land.

Julia Born
Susanne Glaser
Martina Schäfer
 Ministerium für Finanzen und Wirtschaft
 Baden-Württemberg
 Neues Schloss
 Schlossplatz 4
 70173 Stuttgart



„Handwerk, Technik, Industrie“ Veranstaltungen zum Tag des offenen Denkmals 2015

Bereits das zweite Jahr in Folge eröffnete die Landesdenkmalpflege den Tag des offenen Denkmals am 13. September am Vorabend mit einem Festakt und einer Nacht des offenen Denkmals. Am Folgetag nutzten rund 4 Millionen Besucher bundesweit die Gelegenheit, sonst verschlossene Denkmale zu besichtigen. Unter den rund 800 Angeboten in Baden-Württemberg ragten jene der Stadt Esslingen zahlenmäßig heraus, mit dabei die Veranstaltungen des Landesamtes für Denkmalpflege.

Grit Koltermann/Irene Plein



Nacht des offenen Denkmals

Der Initiative des ehemaligen Staatssekretärs für Finanzen und Wirtschaft Ingo Rust MdL ist es zu verdanken, dass für die diesjährige Eröffnungsveranstaltung die Stadt Eppingen ausgewählt wurde. Eine gute Entscheidung, wie sich im Laufe des Abends herausstellte, fanden sich in der sonst abends eher schwach besuchten, idyllischen Fachwerkstadt doch zahlreiche Besucher ein (Abb. 1). Auch das ungünstige Wetter schreckte nicht ab:

Als zu den mit einbrechender Dunkelheit beginnenden illuminierten Schauspiel- und Musikszenen des Eppinger Panoptikums der zuvor leichte Nieselregen in Starkregen überwechselte, folgten die Zuschauer unter dem Regenschirm dennoch gebannt den Aufführungen aus der Eppinger Stadtgeschichte: zum Beispiel den Kaufverhandlungen auf dem Saumarkt, dem Einsatz der historischen Feuerwehr in der Kirchgasse, einer Lesung im Linsenviertel oder dem Salto-Mortale auf dem Motorrad. Wer es lieber trocken wollte, kehrte in eines der sonst nicht geöffneten Baudenkmale wie das Ackerbürgergehöft der Familie Eckstein oder das Baumann'sche Haus in der Kirchgasse ein. Auch die Museen waren allesamt geöffnet, die Ausstellung „Scheune sucht Freund“ machte für diesen Abend Station in einer Eppinger Altstadt-scheune. Starker Nachfrage erfreuten sich die „Fachwerkführung für Anfänger“ von Dr. Martin Hahn oder die Besichtigung der Eppinger Modellhäuser mit Ulrike Schubart. Das junge Publikum versuchte sich beim Nägelklopfen in der offenen

1 Bei der Nacht des offenen Denkmals am 12. September war die Stadt Eppingen gut besucht.



2 Vom ältesten Denkmal der Stadt, dem Pfeifferturm, hatte man einen großartigen Blick auf die nächtlich erleuchtete Stadt. Auf dem Marktplatz werden im Rahmen des Eppinger Panoptikums gerade die Kaufverhandlungen auf dem Saumarkt nachempfunden.

3 In seiner Ansprache würdigte Minister Dr. Nils Schmid MdL die jüngste Reform der Denkmalpflege als Erfolg.



Werkstatt der Steinmetze und Zimmerleute, suchte bei der Kinderrallye das passende Tor zum Haus oder besuchte eine der Aufführungen des Eppinger Figurentheaters. Einmal im Gefängnis einsperren? Auch dazu bestand die Gelegenheit: beim Aufstieg auf Eppingens ältestes Gebäude, den Pfeifferturm, von dessen Spitze sich ein herrliches Panorama auf die nächtlich erleuchtete Stadt bot (Abb. 2).

Eröffnungsveranstaltung

Stilvoll eingeläutet wurde der Abend durch die offizielle Eröffnungsveranstaltung im neu renovierten Eppinger Bahnhof. Klaus Holaschke, Oberbürgermeister der Stadt Eppingen, bedankte sich beim Land, bei der Denkmalpflege und der Denkmalstiftung Baden-Württemberg für die Unterstützung bei der Wiederherstellung des Eppinger Bahnhofs. Auf der Grenze zwischen Baden und Württemberg stehend, ist er für den jetzigen S-Bahn-Betrieb zu groß dimensioniert und wird daher nach der Sanierung ab 2016 auch als Verwaltungs- und Bürogebäude der Diakonischen Jugendhilfe Heilbronn sowie als Ladengeschäft genutzt werden. Dr. Nils Schmid MdL, stellvertretender Ministerpräsident und als Minister für Finanzen und Wirtschaft zugleich oberster Denkmalschützer des Landes, hob die Bedeutung der technischen Denkmale für Baden-Württemberg

4 Gastgeber und Teilnehmer der Eröffnung von links: Regierungspräsident Johannes Schmalzli, Festrednerin Prof. Dr. Martina Heßler, Minister Dr. Nils Schmid, Oberbürgermeister Klaus Holaschke und Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Prof. Dr. Claus Wolf.

5 Kraftvoll, eingängig und unüberhörbar – die Parade der Gruppe Stahl Fatal vom Eppinger Bahnhof in die Innenstadt.

hervor (Abb. 3). Dass eine florierende Wirtschaft auf einer guten Infrastruktur beruhe, sei in Baden-Württemberg früh erkannt worden, wovon neben alten Eisenbahngebäuden wie dem Eppinger Bahnhof unter anderem der unter Denkmalschutz stehende Neckarkanal zeuge. Als Erfolg würdigte er die in diesem Jahr vollzogene Reform der Denkmalpflege, mit der wieder eine leistungsfähige Struktur geschaffen worden sei.

Passte schon der Veranstaltungsort zum Motto des Denkmaltages „Handwerk, Technik, Industrie“, so taten es Musik und die aus Paletten gefertigte Bühne allemal. Die Gruppe Stahl Fatal unter der Leitung von Till Ohlhausen brachte das Publikum mit rhythmischen Schlägen von Hammer, Pinsel und Schraubenzieher auf Tonnen und Leitern kraftvoll in Schwung. Mit ähnlich lauten Klängen aus dem Arbeitsumfeld eines ehemaligen Stahlwerks begann auch Prof. Dr. Martina Heßler ihren Festvortrag zum Wandel der Arbeitswelt und der Angst vor der Ersetzung des Menschen. Plastisch beschrieb sie die unterschiedliche Wahrnehmung des Arbeitsalltags im Stahlwerk: aus künstlerischer Sicht eine „alchimistische Bäckerei, der industrieller Zauber innewohnt“; aus Sicht des Arbeiters ein so lautes Umfeld, dass es an Körperverletzung grenze. Denkmale tragen mit dazu bei, solche heute verschwundenen Arbeitsbedingungen in Erinnerung zu halten, erklärte sie. Einen Wandel der Arbeitswelt verbunden mit Ängsten vor dem Verschwinden der Arbeitsplätze habe es schon immer gegeben. Habe die Sorge in den 1950er Jahren der technischen Entwicklung gegolten, so herrsche heute die Furcht vor den Folgen der Digitalisierung. Auch in der Denkmalpflege habe sich die Arbeit in den letzten Jahren unter dem Einfluss neuer Technologien gewandelt, erklärte Prof. Dr. Claus Wolf, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege. So hätten sich die Prospektionsmethoden zum Beispiel durch die Lasertechnologie verändert; das klassische Zeichnen der Befundsituation und der Funde auf Ausgrabungen werde nun zunehmend durch digitale Grabungserfassung verdrängt (Abb. 4; 5).





Tag der offenen Tür im Landesamt für Denkmalpflege

Das Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen besuchten am Tag des offenen Denkmals knapp 350 Interessierte. Die Gäste wurden am Eingang durch den traditionellen Buchverkauf in Empfang genommen. Neuerscheinungen wie auch Antiquitäten fanden hier einen neuen Besitzer (Abb. 6). Für die kleinen Denkmalpfleger hatte Christiane Schick in Kooperation mit dem Steinmetzbetrieb Schönfeld, dem Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau sowie dem Industrieverband Steine Erden e.V. ein buntes Programm entwickelt. Der Kurzfilm „Bauberufe des Mittelalters – der Weg des Steins“ zog nicht nur kleine Cineasten an (Abb. 7). Gesteinsproben lagen aus und wurden vom Abbau bis zur Verwendung erläutert. Im Hof konnten sich 35 angehende Steinmetze selbst ausprobieren und unter Anleitung die Technik der Steinbearbeitung kennenlernen (Abb. 8).

Ein Besuchermagnet waren auch in diesem Jahr die Restaurierungswerkstätten. Dr. Johanna Bank-Burgess informierte etwa 40 interessierte Zuhörer über die Textilarchäologie, die sich zurzeit auf die nächste Große Landesausstellung 2016 „4000 Jahre Pfahlbauten“ vorbereitet (Abb. 9). Auch die Kolossalplastiken der Heiligen Katharina und Dominikus aus Bad Mergentheim in den Werkstätten der Bau- und Kunstdenkmalpflege zogen wieder zahlreiche Besucher an. In der Restaurierungswerkstatt der Archäologischen Denkmalpflege stellte Nicole Ebinger-Rist neben der modernen Technik wie Laserscanning oder Röntgen-Computertomografie auch die mechanische oder chemische Freilegung von Objekten vor. Wer wollte, konnte das Verfahren gleich selber ausprobieren. Die angebotenen Vorträge befassten sich im Hin-



blick auf das Motto „Handwerk, Technik, Industrie“ vor allem mit der Erforschung der Denkmallandschaft. „Mit dem Laser durch den Wald geschaut – die Erfassung von Relikten früherer Ressourcennutzung mittels LIDAR“, so lautete der Titel des Auftaktvortrages von Dr. Ralf Hesse, der die flugzeuggestützte Laserabtastung (LIDAR) zur Oberflächenvermessung vorstellte. Dr. Christian Bollacher berichtete „Neues aus dem Vicus Aalen: Aktuelle Maßnahmen der archäologischen Denkmalpflege im Bereich der ehemaligen Zivilsiedlung“. Dr. Jörg Bofinger entführte seine Zuhörer „mit dem Quadroptor in die Steinzeit“ zu den Resten einer jungsteinzeitlichen Siedlung des 6. Jahrtausends v. Chr. südwestlich der Stadt Kirchheim/Teck. Die Hausführungen von Grit Koltermann beleuchteten die wechselnden Nutzungen des Dienststizes: von der Technischen Realanstalt über das ehemalige Schelztor-Gymnasium zum heutigen Sitz des Landesamts für Denkmalpflege.

Weitere Aktionen der Landesdenkmalpflege

Aus dem großen landesweiten Angebot der Denkmalpfleger seien nur einige wenige Beispiele stellvertretend herausgegriffen.

Etwa 200 Besucher nutzten in Baden-Baden die einmalige Gelegenheit, ein sonst unzugängliches Denkmal der Technikgeschichte kennenzulernen: Dr. Martin Wenz vom Landesamt für Denkmalpflege und Dipl.-Ing. Nicole Schreiber von der Stadt Baden-Baden boten in fünf Führungen Informationen rund um das Wasserreservoir Friedrichshöhe, „Städtisches Wasserwerk“ (Abb. 10). Mit einem umfangreichen Programm lud der Freundeskreis Historische Kegelbahn zum Tag des offenen Denkmals ein und thematisierte getreu

6 *Bücherverkauf im Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen am Tag des offenen Denkmals.*

7 *Wie mühsam es früher war, einen Stein zu brechen und weiter zu bearbeiten, zeigte der Kurzfilm „Bauberufe des Mittelalters – Der Weg des Steins“ im Landesamt für Denkmalpflege.*

8 *Begeistert versuchten zahlreiche Kinder, sich unter Anleitung des Steinmetzbetriebs Schönfeld ihr persönliches Andenken in Stein zu hauen.*





9 Dr. Johanna Banck-Burgess präsentierte Textilfunde aus den jungstein- und frühbronzezeitlichen Pfahlbausiedlungen.

10 Besucher vor dem Städtischen Wasserreservoir Friedrichshöhe in Baden-Baden.

11 Ausstellung zur Mühlengeschichte auf dem Mühlenhofgelände in Kernen-Stetten.

dem Motto „Handwerk, Technik, Industrie“ den Eiskeller der ehemaligen Brauerei in Weildorf (Bodenseekreis) mit dessen damaliger Kühltechnik. Mit einem Frühschoppenkonzert des Musikvereins Weildorf wurden die Gäste im Adlergarten begrüßt. Gantztägig bestand darüber hinaus die Gelegenheit, auf der historischen Holzkegelbahn zu kegeln. Ungefähr 400 Zuhörer zeigten sich interessiert und waren auch der anschließenden Bierverkostung gegenüber aufgeschlossen.

In Kernen-Stetten besichtigten etwa 300 Besucher das Mühlenhofgelände, den Mühleninnenraum und die ehemalige Wasserstube der Dorfmühle. Einblick gab es außerdem in den Getriebe- und

Mahlboden (Biet) der Getreidemühle, eine Ausstellung zur Mühlengeschichte, Müllergeschichte sowie zum nicht zu besichtigenden Rohrboden und Sichterboden (Ober- und Dachgeschoss). Ein Film mit dem Titel „Mr hodd nemma leba kenna drvo“ – Die Dorfmühle zu Stetten im Remstal“ informierte über die letzte Müllerin und die Bauuntersuchung der Mühle (Abb. 11).

Die 1985 außer Betrieb genommene und seit Januar 2014 von einem Arbeitskreis Ehrenamtlicher wieder instandgesetzte Hammerschmiede in Elzach-Oberprechtal (Kreis Emmendingen) erfreute sich am Tag des offenen Denkmals eines regen Interesses. Etwa 300 Besucher folgten gebannt den Ausführungen von Manfred Herr und Ortsvorsteher Franz Burger über die Funktionsweise des Hammerwerks, den Schleifstein, die Wasserräder und Transmissionen.

Seit drei Jahren läuft die Stadtkerngrabung auf dem so genannten Hofstattareal in Isny im Allgäu. Entgegen historischer Interpretationen, demzufolge sich dort das älteste Siedlungsareal Isnys befunden habe, zeigten die Ausgrabungen, dass es sich vielmehr um ein Ausbauviertel des 14. Jahrhunderts handelt. Insgesamt 56 Besucher folgten den Ausführungen von Martin Strotz, Landesamt für Denkmalpflege, und zeigten sich teilweise sehr überrascht, da aufgrund der Ausgrabungen das bisherige Bild der Stadtentwicklung Isnys vollkommen auf den Kopf gestellt wird (Abb. 12).

Rund 80 Besucher nahmen am archäologischen Stadtrundgang in Ulm teil. Dr. Jonathan Scheschekwitz vom Landesamt für Denkmalpflege erläuterte anhand von Plänen vor den ehemaligen Grabungsflächen, welche Ergebnisse die Archäologische Denkmalpflege in den letzten Jahrzehnten über die Entwicklung Ulms erzielen konnte. Dabei spielten die Belege für eine Leinenproduktion eine besondere Rolle. So konnte die einzige erhaltene Garnsiede Ulms in der Schwörhausgasse 3 besichtigt werden. Den Abschluss bildete ein Rundgang über die laufende Grabung im Irrgänge, bei der Fundamente und Keller einfacher Handwerkerhäuser freigelegt werden konnten. Dort fanden sich Spuren von fünf Trittwebstühlen des 17./18. Jahrhunderts und damit weitere Zeugnisse der Ulmer Textilproduktion.

Dr. Jutta Klug-Treppe, Landesamt für Denkmalpflege, vermittelte in Endingen am Kaiserstuhl etwa 140 Besuchern die aktuellen Ergebnisse der seit April 2015 andauernden archäologischen Untersuchungen im Baugebiet „Kenzinger Pfad“. Mit einer 650-Jahrfeier gedachte Königsbronn zwei Tage lang der lokalen Tradition der Eisenverhüttung. Die Epitaphien der Hüttenmeister im Klosterhof stießen auf reges Interesse (siehe auch Beitrag in diesem Heft, S. 197 ff.). Als besondere Magnete erwiesen sich der Walzenguss, die Blasmusik,



12 Stellten das bisherige Bild von der Stadtentwicklung auf den Kopf: die Ausgrabungsergebnisse in Isny.

der Hochofen und der Rennfeuerofen. Der Prozess der Eisenverhüttung wurde hier anschaulich nachgestellt (Abb. 13).

Eisenerz wurde am Tag des offenen Denkmals auch in Neuenbürg im Nordschwarzwald geschmolzen (Abb. 14). Hierfür wurde, gestützt auf die Grabungsbefunde der letzten Jahre, ein originalgetreuer kuppelförmiger Rennofen mit aufgesetztem Beschickungsschacht und an der Sohle nach außen ansteigender Vorgrube zur Schlackenaufnahme nachgebaut. Nach der Befüllung und Befuerung am Vormittag ließ sich der Fortschritt des Schmelzprozesses tagsüber an der Kontrollflamme ablesen. Am späten Nachmittag wurde die Ofenfront dann aufgebrochen und das Ergebnis der Schmelze begutachtet. Das geduldige Warten hatte sich gelohnt. Nach Entfernen der Frontpartie kam der noch glühende Schlackenklotz zum Vorschein, der sich aus 15 kg im Lauf des

Tages gebildet hatte. Darüber hatte sich eine stattliche Luppe aus metallischem Eisen gebildet, die sich durch Formschmieden weiter verarbeiten ließe.

Ausblick 2016

Der Tag des offenen Denkmals 2016 steht unter dem Motto „Gemeinsam Denkmale erhalten“ und findet am 11. September statt. Das Motto lässt viel Raum für Dialog und Austausch über Kulturdenkmale der unterschiedlichsten Gattungen. Wir dürfen gespannt sein!

Grit Koltermann
Dr. Irene Plein
 Landesamt für Denkmalpflege
 im Regierungspräsidium Stuttgart
 Dienstsitz Esslingen

13 In Königsbronn hat die Eisenverhüttung lange Tradition, was am Tag des offenen Denkmals auch Kinder und Jugendliche nachempfinden konnten.

14 Guntram Gassmann vom Landesamt für Denkmalpflege vor dem Rennofen im Neuenbürger Erzrevier.





Farbspiele in der Flussaue

Das Gewerbliche Bildungszentrum in Bruchsal von Günter Behnisch

Das Büro Behnisch & Partner ist für seine Schularchitektur berühmt. Ein halbes Jahrhundert, von Beginn der 1950er Jahre an, prägten seine Werke die ganze Baugattung, vor allem im südwestdeutschen Raum. Nach Organischem Bauen und Vollmontage-Konzepten wandte sich Behnisch der „situativen Architektur“ zu. Aus dieser Werkgruppe sticht das Bruchsaler Bildungszentrum (1978–1985) als individueller Entwurf mit besonderen strukturellen und farblichen Qualitäten hervor. Seit wenigen Monaten ist es das jüngste Baudenkmal im Landkreis Karlsruhe.

Melanie Mertens

Das Gewerbliche Bildungszentrum Bruchsal steht in der Tradition der badischen Gewerbeschulen, deren Anfänge in das frühe 19. Jahrhundert zurückreichen. 1834 wurde die Bruchsaler Gewerbeschule gegründet. 1912 erhielt sie ein eigenes Schulgebäude am Luisenplatz, das 1945 zerstört und erst 1951 durch einen Neubau ersetzt wurde. Die starke Expansion der Berufsschule in den 1970er Jahren veranlasste den Kreis, ein neues Schulgebäude für circa 2500 Schüler zuzüglich Lehrpersonal in Auftrag zu geben. Den 1973 ausgeschriebenen Wettbewerb entschied Behnisch & Partner mit dem ersten Preis für sich. Das Konzept umfasste mehrere Gebäude, die in einem großzügigen Areal in der Auenlandschaft westlich des Zentrums Platz fanden. Spatenstich zum Lehrgebäude war im Mai 1978, drei Jahre später erfolgte die Einweihung. Das Werkstatt- und Laborgebäude entstand 1981 bis 1985, die Sporthalle 1985/86.

1 In die Auenlandschaft eingebettet. Lehr- und Werkstattgebäude nehmen eine breite Pausenstraße in ihre Mitte. Südwestlich die Sporthalle.



Die Anlage ist stark dezentralisiert und verteilt sich auf ein längsrechteckiges Baufeld parallel zum Schönbornwiesengraben für die Lehr- und Werkstattgebäude und einen südwestlich, jenseits des Eschenwegs anschließenden Bereich für die Sportstätten (Abb. 1). Bei den Lehr- und Werkstattbauten handelt es sich um einen weitläufigen Komplex aus zwei niedrigen, maximal zweigeschossigen Gebäuden, die längsparallel ausgerichtet und leicht versetzt einander gegenüberstehen. Sie nehmen eine breite Fußgängerstraße in ihre Mitte, die kleinteilig gepflastert und mit Bäumen, Kugellaternen und Treppenzügen bestückt als Erschließungspfad und Pausenhof dient (Abb. 2). Die Hochbauten sind flachgedeckte Betonskelettbauten in regelmäßiger Abfolge auf einem festen Raster von 8,4 beziehungsweise 4,2 m, ein scheinbar unendlich fortschreibbares System ohne erkennbares Zentrum.

Struktur und Farbe

Das zweigeschossige Lehrgebäude besteht aus vier parallelen Längskuben, die durch Erschließungsflure miteinander verbunden sind, im nordöstlichen Teil des Erdgeschosses aufgeweitet zu Pausen- und Aulabereichen. Den beherrschenden Eindruck hinterlässt das sichtbare Skelett aus runden Betonpfeilern mit Kegelkapitellen und markanten Abdeckplatten, die in den Fluchten als dreieckige Zacken, an den Ecken als Rechtecktafeln auskragen. Die Außenwände, mehr klimabedingte Raumhülle als einhüllende Fassade, treten hinter der Struktur zurück. Die zur Fußgängerstraße liegenden Erdgeschossjoche aller vier Längskuben sind als Zugangsareale geöffnet (Abb. 3). Der fließende Übergang zwischen Außenraum und Innenraum beziehungsweise ihre Verschränkung ist sympto-

matisch für die vielfältige Einbindung der Architektur in die Topografie des Bauplatzes und der Charakteristika seiner Umgebung. Großen Anteil haben die emaillierten Sandwichplatten in den Brüstungszonen der Außenfassaden, deren lebhaft changierende Orange- und Grüntöne die in der Natur vorgefundenen Wiesen-, Wald- und Laubfarbtöne aufgreifen. Die durch ihre hochglänzende Oberfläche ins Weiße changierende Emaille ist ein Blickfang und bewirkt eine raffinierte Veredelung des Gesamtbildes. Eingelassen sind Emailleplatten und Fenster in schmale grüne Stahlrahmen. Gelb-weiß gestreifte Rollmarkisen im Obergeschoss suggerieren das flirrende Licht des Sommers, während die Orange-, Ocker- und Grüntöne die Stimmung eines sonnengesättigten Frühherbsts wiedergeben. Unterschiedlich begrünte Vor- und Innenhöfe – Platanenhof, Rosenhof und Lavendelhof – und Dachbepflanzungen tragen zum Eindruck einer landschaftlichen Einbindung bei.

Im Innern nehmen weite Eingangshallen mit offen eingestellten Treppen und breite Flure den durchlässigen Charakter des Außenbaus auf. Entsprechend den vier Längskuben führen vier Haupttreppen ins Obergeschoss, jeweils zwei gegenüber gesetzte Läufe mit Mittelpodest und Geländer. Belichtet werden sie über große Oberlichter, die durch Lichtreflektoren unterschiedlichen Zuschnitts ihr jeweils eigenes Gepräge erhalten (Abb. 4). Der zweifach umkränzte, achtzackige Stern gleicht einem großen Origami aus weißem Papier. Weitere Ausgangsmotive bilden Quadrat, Hexagon und Raute, für sich genommen strenge geometrische Formen, die durch spielerische Faltung heitere Akzente setzen.

Die entlang der Außenwand angeordneten Klassenzimmer sind durch eingestellte Wandelemente aus hellem Holz und großen Oberlichtfenstern von den breiten Erschließungsfluren abgeteilt. Helle gemauerte Kalksteinwände trennen die Zimmerket-



ten. Die im Zentrum platzierten Lehrsammlungen sitzen im Glashaus. Zu den Vor- und Innenhöfen springen dreieckige Glaserker vor, formal angelehnt an die dreieckigen Abdeckplatten der Rundpfeiler, die die Fassadenflucht rhythmisieren (Abb. 6). Die schmalen blauen Streifen im Teppichboden greifen die Diagonallinien auf (Abb. 5). Das Farbkonzept, das im Äußeren mit zwei kräftigen Farben auftritt, verästelt sich im Innern zu einer ausdifferenzierten Palette hell abgetönter Anstriche in Zartblau, Violett, Gelb, Grün und Ocker. Die individuelle Behandlung jedes Geländerholms zeigt eine Liebe zum Detail, die beinahe zartfühlend, ja fast poetisch wirkt.

Das Werkstatt- und Laborgebäude ist über dem gleichen Raster als eingeschossiger Flächenbau konzipiert, der durch fünf Werkstattstraßen quer erschlossen wird. Vier Reihen geschossübergreifender Werkstatssäle stehen als verglaste Oberlichtkästen mit Schmetterlingsflügeln ähnlichen Sheddächern heraus. Aufgrund der vor einigen Jahren aufgebauten Photovoltaik-Anlagen erscheint die Kubatur derzeit verunklärt. Das Äußere wird wie beim Lehrgebäude durch die Rundpfeiler

2 Lehrgebäude und Pausenstraße, rechts die Werkstätten.

3 Strukturiert durch ein Betonskelett aus Säulen und spitz vorstehenden Abdeckplatten. Leuchtend die Emaillebrüstungen in Orange und Grün.





4 Treppe ins Obergeschoss mit sternförmigem Lichtreflektor.

5 Verbindungsflur hinter Glas. Das Betonskelett setzt sich innen fort. Ein Rücksprung im Boden gibt Durchblicke frei. Blaue Diagonalstreifen im Teppichboden greifen Diagonallinien auf. Unterschiedliche Gelb- und Grüntöne in den Fensterahmen und Geländeholmen.

6 Verbindungsflure hinter grün gerahmtem Glas. Der dreieckige Erker greift das Zackenmotiv der Säule auf.

des Betonskeletts und die grasgrünen Emailleplatten in der Brüstungszone geprägt (Abb. 7). Die Abdeckplatten sind hier allerdings bündig in die Traufe eingeschlossen. Seinem Zweck entsprechend sind Innenstruktur und Ausstattung robuster ausgelegt, weiße gemauerte Kalksteinwände, Türen und Deckenkonstruktion aus Stahl. Die Ver- und Entsorgung erfolgt über einen rückseitigen Werkhof, sodass die Fußgänger- oder Pausenstraße den Schülern vorbehalten bleibt. Zu deren feinsinnigen Ausstattungselementen gehört die Brunnen säule, die sich bei genauerem Hinsehen als Gussform der Betonpfeiler entpuppt, auf denen die beiden Lehrgebäude ruhen.

Die als letzter Bauabschnitt 1985/86 realisierte Sporthalle (Abb. 8) schert aus dem geschilderten Gestaltungskonzept aus. Mit bugartig zugespitztem Vordach, Segelmasten und Bullaugen in den marineblauen Außenwänden bediente sich Behnisch einer Schiffsmetaphorik, die bis dahin nur fallweise (bei Kindergärten) Anwendung gefunden hatte und nun als Bedeutungsträger herausgestellt wurde, um den spielerischen Charakter der Architektur hervorzuheben. Als in das Gelände eingetiefter Stahlskelettbau mit Glashaut und Dach-

raupen ist sie eine konsequente Fortsetzung der Sporthallen in Lorch (1974–1976) und Sulzbach an der Murr (1979, 1984 realisiert), die sich für die Bauaufgabe in der Bundesrepublik als richtungweisend zeigten. Besonderes Augenmerk galt der strukturellen Aufgliederung und Transparenz des Tragwerks (Abb. 9), dessen Volumen durch die hellfarbige Behandlung weiter minimiert wurde.

Situativ und expressiv

Im Werk des Büros Behnisch & Partner ist das Bruchsaler Bildungszentrum der Phase der „situativen Architektur“ zuzurechnen. Sie reagiert in besonderem Maße auf den vorgefundenen Ort, das soziale Umfeld und die geforderte Funktion. Behnisch formulierte rückblickend in einer Ansprache Mitte der 1980er Jahre: „Das Ziel der Architektenarbeit ist nicht das Haus, das Gebäude, vielmehr zu schaffende Situation. Und nur solche Maßnahmen sind zu treffen, die die – im Glücksfall ohnehin schon vorhandene – Situation verdeutlichen, verstärken, erhöhen oder in weniger glücklichen Fällen: neu schaffen.“ Die Architekten erfüllten den Anspruch durch eine konsequente Einbindung in die von Wiesen und Wäldern geprägte Bruchsaler Auenlandschaft, die nicht nur eine maßstabsbewusste Baumassen(zer)gliederung beinhaltete, sondern eine von der Umgebung inspirierte Farbigkeit der Architektur, ihre Be- und Umpflanzung und die synthetisierende Gestaltung des Außenraums mit einschloss.

Im Vergleich zu anderen Bauten des Büros fällt der expressive oder vielmehr expressionistische, vielleicht auch postmoderne Charakter einiger Motive ins Auge, der sonst nicht zu beobachten ist: die Ausbildung der Betonstützen als Säulen; Rundpfeiler mit einem kegelförmigen Kapitell und einer





7 Werkstattgebäude. Die grünen Emaillebrüstungen gehen im Grün der Wiese auf.

8 Wie ein Segelschiff vor Anker. Blaue Wandplatten mit Bullaugen unterstreichen die maritime Motivik.



dreieckig vorkragenden Abdeckplatte; die Rhythmisierung der Fassaden durch die Abfolge der spitzkantig vorstehenden Platten oder Zacken; im Innern die sternförmig gefalteten oder ineinander geschachtelten Lichtkörper. Auch die warmtonige Farbgebung ist ungewöhnlich und unterscheidet sich deutlich von dem Farbspektrum, das in Behnischs späterem Werk (schon in der hiesigen Sporthalle) eine große Rolle spielen sollte.

Nun ist gerade die Vielseitigkeit und Offenheit ein besonderes Merkmal der Stuttgarter Bürogemeinschaft, das auch auf die unterschiedlichen Konstellationen im Entwurfsprozess zurückzuführen ist. Am Bruchsaler Bau wirkten neben Günter Behnisch Winfried Büxel, Manfred Sabatke und Erhard Tränkner mit; Christian Kandzia zeichnete für die Farbgebung verantwortlich. Ihnen ist ein Schulbau gelungen, der den Bedürfnissen der Schüler und Lehrer auf funktionaler und eben auch emotionaler Ebene entspricht und einen eindrucksvollen Versuch darstellt, die Architektur mit der Natur auszusöhnen.

Literatur

Elisabeth Spieker: Günter Behnisch – die Entwicklung des architektonischen Werkes: Gebäude Gedanken und Interpretationen, Dissertation, Stuttgart 2006.

Behnisch & Partner, Bauten 1952–1992, hg. v. Johann-Karl Schmitt und Ursula Zeller, mit Beiträgen von Dieter Bartetzko u. a., Stuttgart 1992.

Dr. Melanie Mertens
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Karlsruhe



9 Größtmögliche Transparenz und Minimierung des Tragwerks.

Denkmalporträt



Wenn die Glock soll auferstehen, muss die Form in Stücke gehen ... Die bisher älteste Glockengussgrube Baden-Württembergs in der Rottenburger Sülchenkirche

Glossar

¹⁴C-Analyse

Verfahren zur radiometrischen Datierung kohlenstoffhaltigen Materials, entwickelt von Willard Frank Libby. In abgestorbenen Organismen wird der Anteil an radioaktiven ¹⁴C-Atomen abgebaut, während er bei lebenden Organismen gleich bleibt. Über den restlichen Anteil dieses Atoms lässt sich deshalb das Sterbedatum eines Organismus berechnen.

Dreiauspsidenchor

Chor eines dreischiffigen Langhauses mit einer größeren Mittelapsis und zwei kleineren Seitenapsiden mit halbkreisförmigen Abschlüssen.

Friedrich Schillers „Lied von der Glocke“, aus dem die Überschrift stammt, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Wenig bekannt sind dagegen die relativ seltenen archäologischen Befunde zu mittelalterlichen Glockengussgruben. Eine solche wurde 2014 in der Rottenburger Sülchenkirche ausgegraben.

Anlass für die archäologische Untersuchung in der Sülchenkirche war die geplante Sanierung und Erweiterung der 1868/69 in der spätgotischen Friedhofskapelle eingerichteten bischöflichen Gruft. Nach einer Voruntersuchung 2012 folgte von Februar 2013 bis April 2015 die Ausgrabung fast der gesamten Grundfläche des Gebäudes. Dabei wurden Fundamente und Fußböden eines romanischen Vorgängerbaus, der seinerseits eine vorromanische Kirche gleichen Ausmaßes ablöste, sowie einer kleinen frühmittelalterlichen Steinkirche und eines noch älteren Pfostenbaus erfasst. Ebenfalls ausgegraben wurden die zu den verschiedenen Kirchenbauten gehörigen Bestattungen und ein Teil des merowingerzeitlichen Reihengräber-

feldes, über dem die älteste Kirche errichtet worden war (Abb. 3).

Die Nordwestecke der frühmittelalterlichen Steinkirche wurde von der jüngeren Glockengussgrube gestört. Diese bestand aus einem ovalen Mittelteil von circa 1,4 m Breite, der so genannten Dammgrube als Unterbau des Formofens, mit zwei nach Westen und Osten ausgreifenden „Zungen“ der etwa 4 m langen Feuergasse. Unter dem Formofen war die Feuergasse seitlich partiell mit Kalkbruchsteinen ausgekleidet; auf der Sohle der Dammgrube befanden sich vier Sockel aus Kalkbruchsteinen, die die Glockenform trugen. Diese formalen Details ermöglichten sowohl die Interpretation als Glockengussgrube als auch eine vorläufige grobe Datierung in das Hochmittelalter (Abb. 1; 2).

Auf der Sohle der Dammgrube hatte sich der verziegelte untere Rand des Gusskerns aus Lehm erhalten, sodass die hier hergestellte Glocke als Theophilus- oder Bienenkorbglocke mit einem Randedurchmesser von knapp 90 cm rekonstruiert

werden konnte. Damit steht sie der 1038 gegossenen so genannten Lullusglocke aus der Bad Hersfelder Stiftskirche nahe. Analog zu deren Proportionen kann die Höhe der Glocke für die Sülchenkirche auf circa 90 cm und ihr Gewicht auf 900 kg geschätzt werden. Die Glockenform selbst wurde bei Entnahme der gegossenen Glocke zerbrochen. Ihre Bruchstücke aus verziegeltem Lehm, zum Teil mit Anhaftungen aus Buntmetall, sowie Holzkohlestücke fanden sich als Verfüllmaterial in Feuer-gasse und Dammgrube. Das umgebende Erdreich war durch die beim Guss entstehende Hitze stark angeziegelt.

Die Glockengussgrube konnte allein aufgrund ihrer stratigrafischen Position nicht eindeutig der vorromanischen oder der romanischen Kirche zugewiesen werden, doch erbrachte die ¹⁴C-Analyse der Holzkohle ein klares Ergebnis: Die Glockengussgrube war mit hoher Wahrscheinlichkeit im Zeitraum zwischen 995 und 1034 n. Chr. in Betrieb und stellt damit den bisher ältesten, sicher datierten archäologischen Nachweis einer Glockengussgrube in Baden-Württemberg dar.

Mit dieser Datierung konnte die hier hergestellte Glocke der vorromanischen Kirche zugeordnet werden, einer dreischiffigen Pfeilerbasilika mit Dreipsidenchor. Gleichzeitig steht damit fest, dass der Bau der vorromanischen Kirche im frühen 11. Jahrhundert weit fortgeschritten war. Außerdem erlaubt die Ausstattung mit einer Glocke dieser Größe und mit diesem Gewicht die Schlussfolgerung, dass die Kirche zumindest einen Turm gehabt haben muss, obwohl ein solcher im untersuchten Bereich nicht nachgewiesen werden konnte. Denkbar wäre eine Position des Turmes über einer (oder beiden?) Nebenapside(n) oder als Westturm oder Campanile im heutigen Friedhofsbereich.

Für die Zeit kurz nach 1000 stellte die rund 32 m lange und 16 m breite Basilika ein beachtliches Bauwerk dar, dessen Bauform und Dimensionen allein mit der Funktion als Pfarrkirche für die Siedlung Sülchen kaum zu erklären wären. Damals



2 Glockengussgrube während der Ausgrabung (von Westen).

Lullusglocke

Die 1038 gegessene Lullusglocke im Katharinenturm der Stiftsruine in Bad Hersfeld wiegt bei einem Durchmesser von 112 cm rund 1000 kg. Sie ist eine der ältesten Glocken weltweit; in Deutschland ist lediglich die kleine Glocke von Haithabu, die um 950 n. Chr. gegossen wurde, noch älter.

Merowingerzeit

Übergangsphase von der Spätantike zum Frühmittelalter (ca. 400–750 n. Chr.), benannt nach dem ältesten Königsgeschlecht der Franken.

Pfeilerbasilika

Kirchenbau mit hohem Mittelschiff und niedrigeren Seitenschiffen, wobei der obere Teil des Mittelschiffs nicht auf Säulen (mit rundem Querschnitt), sondern auf Pfeilern (mit rechteckigem Querschnitt) ruht.

hatte Sülchen allerdings einen besonderen Stellenwert: 1007 wird ein Sülchgaugraf Hesso urkundlich erwähnt, der beziehungsweise dessen namensgleicher Nachfolger bis 1057 das Königsgut in Sülchen verwaltete und anscheinend auch seinen Hauptsitz in Sülchen innehatte. Einer dieser Hessonen dürfte den Bau der repräsentativen Kirche veranlasst haben.

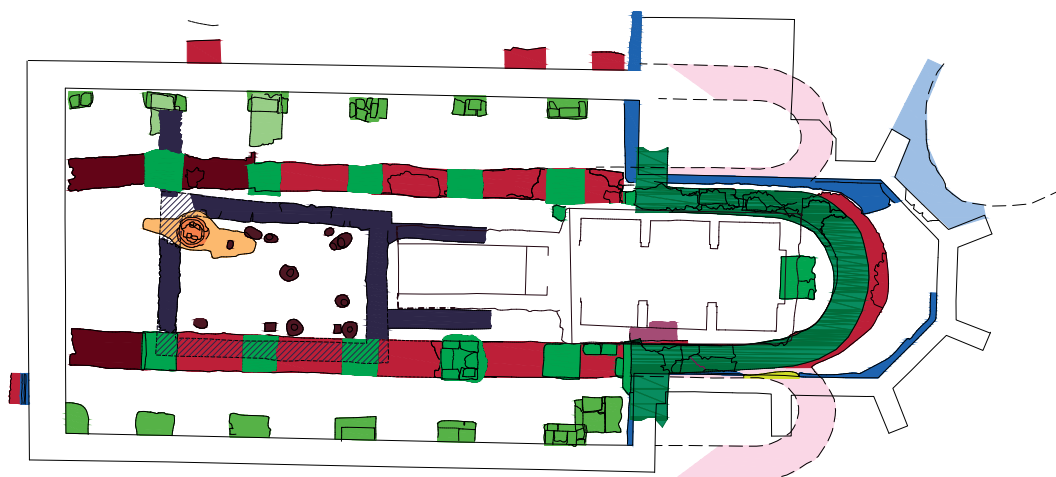
Literatur

Sonja König: Untersuchungen zur Gusstechnik mittelalterlicher und neuzeitlicher Glocken aufgrund archäologischer Befunde in Europa, in: Ralph Röber (Hrsg.): Mittelalterliche Öfen und Feuerungsanlagen. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, Band 62, Stuttgart 2002, S. 143–163 (mit weiteren Literaturangaben).

¹⁴C-Datierung: Curt-Engelhorn-Zentrum Archäometrie gGmbH, Mannheim.

Dr. Beate Schmid

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Tübingen



3 Vorläufiger Bauphasenplan der Sülchenkirche mit Glockengussgrube (orange).

Ortstermin



Spätmittelalterliche Befestigungsanlage Die Letze der Herrschaft Trauchburg

2 *Mappa der Grafschaft Trauchburg, gezeichnet von Johann Rudolph Mohr, 1716; Nr. 1 Letzenabschnitt an der Gemarkungsgrenze Friesenhofen/Beuren; Nr. 2 Letzenabschnitt südlich von Rimpach.*

Der Begriff „Letze“ taucht in spätmittelalterlichen Schriftquellen auf und bezeichnet eine besondere Art von Befestigungsanlagen, die einen Landstrich sperrten oder ein Herrschaftsgebiet umgaben. Letzen sind oft relativ schwach befestigt und bestehen zumeist aus einem Wall und einem Graben. Der günstigen urkundlichen Überlieferung ist es geschuldet, ein solches Kulturdenkmal südlich von Leutkirch im Allgäu als Grenze eines Wildbannes zu bestimmen.



Von der Landstraße 320, die von Friesenhofen nach Beuren führt, zweigt kurz vor dem Erreichen des „Bantenholz“ eine kleine Straße nach Südwesten zum Weiler Haubach ab. Nach etwa 350 m schneidet die Straße einen Wall mit vorgelagertem Graben nahezu rechtwinklig (Abb. 2, Nr. 1). Diese Wall-Graben-Anlage, obgleich stark verschliffen, ist deutlich im Gelände wahrzunehmen. An der Stelle, an der sie von der Straße geschnitten wird, ist der Wall noch bis 1,6 m hoch. Der im Osten anschließende Graben ist heute noch bis 2 m breit und bis 1 m tief erhalten. Die Befestigungsanlage verläuft in etwa Nordwest-Südost-Richtung. Nördlich der Straße lässt sich der Wall noch gut 160 m verfolgen; südlich davon lediglich etwa 50 m. Der Wall nimmt die Gemarkungsgrenze zwischen dem heutigen Isnyer Stadtteil Beuren und dem Leutkircher Stadtteil Friesenhofen vorweg. An der Örtlichkeit haften die Namen „Letztörle“ und „Schwedenschanze“. Doch handelt es sich keineswegs, wie der Namen vermuten ließe, um eine Schanze aus dem Dreißigjährigen Krieg, sondern um den Abschnitt einer Letze, die bereits im Jahre 1402 urkundlich genannt wird. In jenem Jahr belehnte König Ruprecht seinen Reichstruchsess Hans von Waldburg mit mehreren Gütern und Einkünften, unter anderem mit einem Wildbann der Herrschaft Trauchburg.

Der Wildbann umgab die Herrschaft Trauchburg, deren Eckpunkte durch die Orte Hinzhang im Nordosten, Merzhofen im Nordwesten, Eisenharz im Südwesten und Hellengerst im Südosten definiert sind. Während im Osten die Eschach als Grenzfluss bis nach Hinzhang diente, ging der Grenzverlauf von dort „gein Rimpach in die letzte und als die letzte gant hinuber gein Merhartzhofen (Merzhofen) ...“. Der heute noch sichtbare Teil der Letze liegt in besagtem Abschnitt (Abb. 2, Nr. 1). Die historische Zuweisung war bereits im Jahre 1839 von dem ehemaligen Pfarrer von Beuren, J. B. Fürst, vorgenommen worden. Wie die „Mappa der Grafschaft Trauchburg“, eine Herrschaftskarte von 1716, darstellt, war zu jener Zeit noch ein weiterer Abschnitt obertägig vorhanden, der südlich von Rimpach verzeichnet ist (Abb. 2, Nr. 2). Dort verlief die Letze unweit nördlich des ehemaligen Rohrdorfer Leprosoriums („Siechenhaub“), beim heutigen Anwesen Albrechtshof 1. Dicht gesetzte braune Pinselstriche lassen auf einen Wall mit aufgesetzter Palisade schließen. Ein im Norden vorgelagerter Graben ist zu vermuten. Insgesamt vier dreieckige, bastionsartige Vorsprünge sind erkennbar. Dort, wo auch heute noch die Straße nach Leutkirch führt, ist ein nach Norden gerichtetes Tor im Grundriss viereckig dargestellt. Die Letze sperrt die Ebene „Weites Ried“, die östlich vom „Kühberg“ und westlich von „Aigelshofer Berg“ und „Kleiner Ger“ begrenzt wird. Vermutlich zog sie über den letzteren Höhenzug, um sich alsbald mit dem heute noch sichtbaren Abschnitt der Letze zu verbinden.

Mit moderner Prospektionsmethodik, dem so genannten Lidarscanning, bei dem die Erdoberfläche mit Laserstrahlen abgetastet wird, lassen sich Höhenunterschiede visualisieren, die vor Ort kaum wahrgenommen werden. Mithilfe eines solchen Lidarscans, sowie auffälliger Vor- und Rücksprünge in der modernen Parzellierung lässt sich der Verlauf der abgegangenen Letze lokalisieren (Abb. 3). Sie liegt etwa 120 bis 150 m nördlich vom Albrechtshof und lässt sich etwa 550 m verfolgen. Im Osten verläuft sie etwa 80 m nördlich der Hof-siedlung Schnee-bauer an einem Ausläufer des Kühberges. Etwa 350 m westlich des Albrechtshofs verliert sich die Letze im Gelände.

Wildbänne gehören zu den so genannten Regalien – Rechte, die dem König zustanden und von ihm auf andere übertragen werden konnten. Die Forschung ist uneins, ob Wildbänne übergeordnete Forstrechte oder lediglich das Jagdrecht umfassten. Die Zugehörigkeit zu den Regalien erklärt auch, warum jeweils bei Herrscher- oder Generationenwechsel innerhalb des Hauses Waldburg der Wildbann und auch die anderen Reichsrechte erneut vergeben werden mussten. So sind insgesamt drei Erneuerungen des Privilegs von 1402 bekannt und



zwar aus den Jahren 1413, 1424 und 1442. Die Letze war jedenfalls 1402 mit dem ersten überlieferten Privileg bereits existent und muss demnach älter sein. Ihre militärische Funktion war sicher untergeordnet. Allein der südliche Streckenabschnitt zwischen Eisenharz und Hellengerst hatte eine Luftlinie von gut 19 km, der nicht effektiv bemannt werden konnte. Aber die Befestigung stellte eine unübersehbare Demarkationslinie der Herrschaft Trauchburg dar. Diese war keineswegs symbolisch, sondern hatte einen real fassbaren, nicht zuletzt pekuniären Charakter. Der normale Durchgangsverkehr wurde kanalisiert, was die Kontrolle des Warenverkehrs erlaubte. So erklärt sich auch, warum nördlich der Letze in Rimpach eine Zollstation der Herrschaft Trauchburg existierte. Sie war im dortigen Gasthaus „Zum Hirsch“ untergebracht und ist in dieser Funktion erstmalig 1551 belegt.

Literatur

- Stätten der Herrschaft und Macht. Burgen und Schlösser im Landkreis Ravensburg, hg. v. Hans Ulrich Rudolf, Ostfildern 2012, S. 291–292.
- Rudolf Rau: Das Urbar der Herrschaft Trauchburg von 1551. Allgäuer Heimatbücher Bd. 47, Kempten 1955, S. 73–74.
- Otto Merkt: Letzen im Allgäu, in: Festschrift Karl Haff zum siebzigsten Geburtstag dargebracht, hg. von Kurt Busmann und Nikolaus Grass, Innsbruck 1950, S. 143–163.
- Fürstlich Waldburg-Zeil'sches Gesamtarchiv Schloss Zeil (ZA Tr. A. U19), (ZA Tr. A. U 425), (WoSe U6).

Martin Strotz
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Arbeitsstelle Isny

3 Laserscan des Letzenabschnitts bei Rimpach, mit eingetragenem Verlauf der abgegangenen Letze.

Mitteilungen

Verleihung des Denkmalschutzpreises Baden-Württemberg 2014 in Sigmaringen

Im Jahr 1978 stiftete der Schwäbische Heimatbund den Peter-Haag-Preis mit dem Ziel, privates Engagement im Bereich der Denkmalpflege zu wecken und zu unterstützen. Dieser einzige private Denkmalschutzpreis in Baden-Württemberg, der heute „Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg“ heißt, gehört zu den renommiertesten Preisen dieser Art in Deutschland und wurde 2014 bereits zum 33. Mal vergeben.

Die Auslober, der Schwäbische Heimatbund (SHB) und der Landesverein Badische Heimat, seit 2006 unterstützt von der Wüstenrot Stiftung, wollen mit diesem Preis ein Zeichen setzen für mehr Engagement bei der Erhaltung und Renovierung von Kulturdenkmälern und Altbauten. Mit dem Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg werden alle zwei Jahre (bis 2006 sogar jährlich) beispielhafte denkmalpflegerische Leistungen ausgezeichnet, die Privatpersonen für die Erhaltung und Pflege ihres Eigentums erbracht haben. Prämiert werden Gebäude, die innen wie außen auf vorbildliche Weise denkmalpflegerisch erhalten, gepflegt und instandgesetzt wurden. Als denkmalpflegerisch beispielhaft gelten Maßnahmen, die das jeweilige Gebäude so weit wie möglich in seinem Erscheinungsbild und in seiner Substanz bewahren und damit ein Stück Geschichte erhalten.

Zur Auswahl der Preisträger haben die beiden Trägervereine eine fachkundige Jury bestellt: Neben dem Juryvorsitzenden Dr. Gerhard Kabierske vom Südwestdeutschen Architekturarchiv SAAI in Karlsruhe (zugleich Vertreter des Landesvereins Badische Heimat) waren dies 2014 für den Schwäbischen Heimatbund Ulrich Gräf, Kirchenoberbaudirektor i.R., und Dr. Bernd Langner (Kunsthistoriker, Geschäftsführer des SHB); für die Architektenkam-

Vor der eigentlichen Festveranstaltung bestand die Möglichkeit, das mit dem Denkmalschutzpreis ausgezeichnete ehemalige Fürstliche Beamtenwohnhaus in der Sigmaringer Karlstraße zu besichtigen. Meinrad Foerster erläutert den Gästen die Baugeschichte des Hauses, das 1893 um eine Fensterachse erweitert wurde.



mer Baden-Württemberg Dipl.-Ing. Matthias Grzimek, für die Wüstenrot Stiftung Anette Busse (MAS ETH), Leiterin des Studiengangs Altbausanierung am Karlsruher Institut für Technologie; für den Städtetag Baden-Württemberg Dipl.-Ing. Frank Mienhardt, Denkmalschutzbehörde der Stadt Konstanz; für die Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg Prof. Dr. Michael Goer vom Landesamt für Denkmalpflege und Prof. Dr. Bernhard Laule, Freiburg, Konservator i.R. und zugleich Vertreter des Schwäbischen Heimatbunds.

Wie in jedem Wettbewerbsjahr sichtet und diskutiert die fachlich versierte Jury auch 2014 die im Mai eingegangenen circa 50 Bewerbungen in einer ersten eintägigen Zusammenkunft intensiv und in mehreren Runden, bis eine Auswahl von 13 Objekten feststand. In der nächsten Stufe besichtigte die Jury im Juni 2014 die ausgewählten Projekte auf einer gemeinsamen dreitägigen Reise und bewertete sie nach einem Kriterienkatalog entsprechend den Zielen der Auslobung. Die Zeit zwischen den Reisetationen ließ den Jurymitgliedern viel Raum, über die Qualität der Projekte und ihre Vorbildwirkung fachlich zu debattieren und schließlich zu dem Konsens zu finden, welche fünf Bewerber den Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg 2014 verdient haben.

Im Rahmen einer Festveranstaltung unter der Schirmherrschaft des Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann wurden am 29. April 2015 in Sigmaringen die fünf Preisträger des Jahres 2014 für ihr beispielgebendes denkmalpflegerisches Handeln und ihr hohes persönliches Engagement mit einer Urkunde, einer Bronzeplakette zur Anbringung an ihrem Gebäude und einem Geldpreis in Höhe von je 5000 Euro geehrt.

Der Austragungsort wurde auch in diesem Jahr so gewählt, dass vor der eigentlichen Veranstaltung den Festgästen eines der prämierten Kulturdenkmale mit einer Sonderführung vorgestellt werden konnte: das 1837 erbaute und 1893 erweiterte Beamtenwohnhaus Karlstraße 5 in Sigmaringen. Nach der Begrüßung vor Ort durch den Geschäftsführer des SHB Dr. Bernd Langner führten die Eigentümer Meinrad und Inkelore Foerster gemeinsam mit der Architektin Corinna Wagner-Sorg und dem Restaurator Jürgen Schulz-Lorch durch das bemerkenswert vollständig tradierte biedermeierlich-klassizistische Wohnhaus mit seiner eindrucksvollen Atmosphäre.

Den Festakt zur Preisverleihung des Denkmalschutzpreises Baden-Württemberg 2014 in der Stadthalle Sigmaringen moderierte Dr. Bernd Langner, musikalisch begleitet vom Bläserquintett der Stadtkapelle Sigmaringen.

Der scheidende Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes Fritz-Eberhard Griesinger hieß neben den Vertretern aus Landesregierung und Politik



etwa 150 Gäste herzlich willkommen. Sein besonderer Dank galt der Wüstenrot Stiftung als finanziellem Hauptträger des Preises wie auch der Jury für ihre umfangreiche und verantwortungsvolle Arbeit. Ein eigenes Grußwort richtete Griesinger an die Preisträger. Sie stünden stellvertretend für alle privaten Eigentümer von Kulturdenkmälern. Ohne ihr Engagement wäre die Aufgabe nicht zu bewältigen, die vielfältige und baugeschichtlich reiche Denkmallandschaft Baden-Württembergs als unverzichtbaren Teil unseres kulturellen Erbes für künftige Generationen zu überliefern. Nur die denkmalgerechte Sanierung mit dem Ziel der dauerhaften Nutzung stellte die Bewahrung von baulichen Denkmälern für die Zukunft sicher. Der Landesverein Badische Heimat und der Schwäbische Heimatbund seien zuversichtlich, dass die neu aufgestellte Denkmalverwaltung des Landes im Landesamt für Denkmalpflege den Denkmalschutz gestärkt voranbringen könne, verbänden dies aber mit der Hoffnung, dass die Verantwortlichen in der Landesregierung der Frage einer ausreichenden finanziellen und personellen Ausstattung stets mit Offenheit begegnen.

Nach Grußworten des Vorstandsmitglieds der Wüstenrot Stiftung Joachim B. Schielke sowie des Bürgermeisters der Kreisstadt Sigmaringen Thomas Schärer hielt Peter Hofelich MdL, für den Denkmalschutz zuständiger Staatssekretär im Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg, die Festansprache. Er würdigte die wertvolle Arbeit der Heimatverbände sowie das bemerkenswerte Engagement privater Denkmaleigentümer und ging dann ausführlich ein auf die erfolgte organisatorische Stärkung der Denkmalpflege und die Einrichtung des neuen landesweit zuständigen Denkmalrats. Peter Hofelich kündigte an, die von seinen beiden Vorgängern eingeführte und kultivierte „Denkmalreise“ beizubehalten, die den Staatssekretär jeweils in der Woche vor dem Tag des offenen Denkmals am zweiten Sonntag im

September in alle Regierungsbezirke zu exemplarischen Denkmalprojekten führt (vgl. den Bericht zum Tag des offenen Denkmals und der Denkmalreise in diesem Heft).

Die Jurymitglieder Annette Busse und Dr. Bernd Langner in Vertretung des erkrankten Juryvorsitzenden Dr. Gerhard Kabierske präsentierten die fünf Preisträger (in alphabetischer Reihenfolge):

- Harald Brode, Fachwerkhaus von 1707 in Kilsheim, Main-Tauber-Kreis, Regierungsbezirk Stuttgart
- Meinrad und Inkelore Foerster, Fürstliches Beamtenwohnhaus von 1837/93 in Sigmaringen, Kreis Sigmaringen, Regierungsbezirk Tübingen
- Johannes Haag, Diakonissenhaus von 1911 in Bad Liebenzell, Kreis Calw, Regierungsbezirk Karlsruhe
- Hermann Klos und Günther Seitz, ehemaliges Direktionsgebäude der Pulverfabrik Rottweil von 1937, Kreis Rottweil, Regierungsbezirk Freiburg
- Dirk und Helga Schumacher, ehemaliges Torkegelgebäude des Klosters Salem von 1786, Salem-Mittelstenweiler, Bodenseekreis, Regierungsbezirk Tübingen

Die von Gerhard Kabierske verfassten Würdigungen für die fünf Preisträger sind zu finden auf der Website des Schwäbischen Heimatbunds (schwaebisch-heimatbund.de)

li.: Wieder ein Schmuckstück: das Fachwerkhaus in der Bergstraße in Kilsheim von 1707, Preisträger zum vierten Mal ist Harald Brode, Wertheim.

re.: Das Fürstliche Beamtenhaus von 1837/93 in der Karlstraße in Sigmaringen, Preisträger Inkelore und Meinrad Foerster, Sigmaringen.

Das Diakonissenhaus in Bad Liebenzell von 1911, Preisträger Johannes Haag, Sondernheim.





Das ehemalige Direktionsgebäude der Pulverfabrik Rottweil im Neckartal von 1937 – hier die Treppe zu den Direktionsräumen im Obergeschoss und die dortigen Farbglasfenster mit verklärender Darstellung der Schießpulververwendung, Preisträger zum dritten Mal: Hermann Klos und Günther Seitz, Rottweil.

bischer-heimatbund.de). Ein ausführlicher Bericht über die prämierten Objekte, die Preisträger und die Preisverleihung folgt in Ausgabe 4/2015 der Zeitschrift „Schwäbische Heimat“.

Um das Programm zu straffen, verzichteten die Veranstalter leider in diesem Jahr auf etwas, was bisher den besonderen Reiz der Preisverleihung ausgemacht hatte: Die Bauherren hatten selbst über ihre Erfahrungen im Bauverlauf und mit dem Partnerfeld aus Fachhandwerk und Denkmalpflege berichten dürfen. Die Begeisterung und die hohe Identifikation der Preisträger mit ihrem Kulturdenkmal waren auf diese Weise für das Publikum ganz konkret fassbar gewesen. Es wäre schön, wenn dieser Brauch bei den zukünftigen Veranstaltungen wieder aufgenommen würde.

Bereits Fritz-Eberhard Griesinger hatte in seinem Dank an die Jury Prof. Dr. Bernhard Laule gedacht, des ehemaligen Leiters des Referats Denkmalpflege im Regierungspräsidium Freiburg und langjährigen Mitglieds der Jury des Denkmalschutzpreises Baden-Württemberg, der im April 2015 verstorben ist. Einer der Preisträger, Günther Seitz von der Holzmanufaktur Rottweil, ergriff nach dem Erhalt des Preises das Wort, um in Gedenken an Bernhard Laule nochmals dafür Dank zu sagen, dass dieser sich schon früh und maßgeblich für die Unterschutzstellung und den Erhalt der Pulverfa-

Blick in den imposanten Dachstuhl des Torkegebäudes in Salem-Mittelsaltenweiler von 1786, Preisträger: Dirk und Helga Schumacher, Sindelfingen.



brik Rottweil eingesetzt habe. Der Vorsitzende des Landesvereins Badische Heimat Dr. Sven von Ungern-Sternberg erinnerte in seinem Schlusswort, in dem er die Bedeutung des ehrenamtlichen Engagements in den Regionen für die gesellschaftliche Aufgabe „Denkmalpflege“ unterstrich, ebenfalls an Bernhard Laule. Dass sich am 28. April 2015 mehr als 300 Menschen zu seinem Gedenken im Freiburger Münster versammelt hatten, wertete Ungern-Sternberg als Beleg für die wichtige und notwendige Verankerung der Denkmalpflege und ihrer Repräsentanten in der Gesellschaft.

In Heft 2/2015 der Denkmalpflege Baden-Württemberg war über die zwei prämierten Objekte im Regierungsbezirk Tübingen berichtet worden. Der Bericht endete mit einem Dank an den Denkmalschutzpreis. Der formulierte Dank gebührt selbstverständlich den Auslobern des Preises, dem Schwäbischen Heimatbund und dem Landesverein Badische Heimat, sowie der Wüstenrot Stiftung, ohne die es diesen Preis nicht gäbe. Der Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg hat seit 37 Jahren eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Denkmalpflege im Land als öffentlichkeitswirksame Wertschätzung von privaten Denkmaleigentümern für vorbildliche denkmalpflegerische Leistungen. Ebenso ist er aber Ansporn und Bestätigung für Denkmalschutz und Denkmalpflege, weil er die Wertvorstellungen und Konzepte der heutigen, modernen Denkmalpflege widerspiegelt und honoriert. Mit der Verleihung des Denkmalschutzpreises, mit den Pressemeldungen im Vorfeld und der anschließenden Berichterstattung leisten die beiden großen Heimatvereine einen unverzichtbaren Beitrag zur Vermittlung dessen, was unter gelungener Denkmalpflege zu verstehen ist: die Nutzung und den Umgang mit dem Kulturdenkmal nach dem denkmalrelevanten und erhaltenswerten Bestand auszurichten und nicht umgekehrt.

Deshalb dürfen wir uns schon heute auf den Denkmalschutzpreis 2016 freuen. Aufgefordert sind alle Bauherren, die seit 2012 ihre erhaltenswerten historischen Gebäude erneuert, saniert, renoviert und damit erhalten haben, sich im kommenden Jahr für diesen Preis zu bewerben. Der Schwäbische Heimatbund und der Landesverein Badische Heimat werden gemeinsam mit der Wüstenrot Stiftung frühzeitig dazu aufrufen. Viel Glück!

Die 2014 prämierten Projekte wurden von folgenden Gebietsreferenten und -referentinnen der Landesdenkmalpflege betreut:

- Fachwerkhaus von 1707 in Kilsheim, Main-Tauber-Kreis, von Dr. Judith Breuer
- Fürstliches Beamtenwohnhaus von 1837/93 in Sigmaringen, Kreis Sigmaringen, von Dr. Volker Brand und Dipl.-Ing. Beata Hertlein

- Diakonissenhaus von 1911 in Bad Liebenzell, Kreis Calw, von Dipl.-Ing. Ulrich Boeyng
- ehemaliges Direktionsgebäude der Pulverfabrik Rottweil, 1937, Kreis Rottweil, von Monika Loddenkemper
- ehemaliges Torkelgebäude des Klosters Salem, 1786, Salem-Mittelstenweiler, Bodenseekreis, von Martina Goerlich

Links zu den Websites der Auslober des Denkmalschutzpreises:

www.badische-heimat.de

www.schwaebischer-heimatbund.de

www.wuestenrot-stiftung.de

Martina Goerlich

Ingrid Kühbacher mit Heimatmedaille Baden-Württemberg ausgezeichnet

Zum Auftakt der Landesfesttage hat Staatssekretärin Dr. Gisela Splett MdL vom Ministerium für Verkehr und Infrastruktur im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg am 11. September in Bruchsal acht Persönlichkeiten mit der Heimatmedaille Baden-Württemberg ausgezeichnet.

Auf Vorschlag der Arbeitskreise für Heimatpflege in den Regierungsbezirken hatte der Landesauschuss Heimatpflege Baden-Württemberg dem Wissenschaftsministerium acht Persönlichkeiten benannt, die in diesem Jahr mit der Heimatmedaille ausgezeichnet wurden. Aus dem Kreis der Ausgezeichneten wird an dieser Stelle Frau Ingrid Kühbacher vorgestellt, weil sie sich im Besonderen für die Erhaltung des baukulturellen Erbes eingesetzt hat.

Die Freiburgerin Ingrid Kühbacher ist seit Jahrzehnten vielseitig ehrenamtlich für die Heimatpflege tätig. Bereits im Jahre 2002 erhielt sie für ihr 25-jähriges Engagement als Gästeführerin von der Stadt Freiburg eine Ehrenurkunde. Sie liebt und kennt das Land am Oberrhein mit ihrer Heimatstadt Freiburg und hat ihr reiches Wissen stets wirkungsvoll weitergegeben als Gästeführerin sowie bei wissenschaftlichen Exkursionen des Breisgau-Geschichtsvereins Schau-ins-Land. Im Ausschuss dieses Geschichtsvereins, in den sie 2003 gewählt wurde, waren ihre Anregungen immer sehr geschätzt.

Eine große nachhaltige Leistung gelang ihr im Jahre 2000 mit der Gründung der Gesellschaft der Freunde und Förderer des Alten Friedhofs in Freiburg, deren Erste Vorsitzende sie bis heute ist. Seit Jahrzehnten setzt sie sich für den Erhalt dieses Friedhofs und die immer wieder notwendigen Restaurierungen der Grabmale ein. Als Fremdenführerin hat sie die Geschichte der Familien aus Freiburg und dem Umland, deren Gräber erhalten sind, erforscht, einem weiten Publikum bekannt



Verleihung der Heimatmedaille 2015 an Ingrid Kühbacher am 11. September 2015 in Bruchsal.

gemacht und in ihrem Buch „Sie lebten in Freiburg – Erinnerungen beim Gang über den Alten Friedhof“ detailliert dokumentiert. Das Buch ist für viele zu einer Fundgrube für die Freiburger Lokalgeschichte geworden und als Standardwerk anerkannt. Durch ihr unermüdliches Engagement für ein stetiges Wachstum dieses Fördervereins konnten durch Mitgliedsbeiträge und Spenden viele wertvolle Grabmale erhalten werden. Ohne diesen Einsatz für die Erhaltungsmaßnahmen wären die Grabmale längst dem Verfall preisgegeben. Sie ist der unermüdliche „Motor“ seit Gründung dieser Gesellschaft. Ihr ist es vor allem zu verdanken, dass der Alte Friedhof und die Geschichte der dort vertretenen Freiburger Familien in weiten Kreisen der Bevölkerung präsent sind.

Ebenso ist sie Autorin des Buches „In Freiburg bekannt“ sowie Verfasserin zahlreicher Artikel der örtlichen Presse. Gerne übernimmt sie die Leitung bei Studienfahrten ins Elsass, in die Schweiz, die Umgebung von Freiburg sowie die Bodenseeregion, nach Burgund und ins Frankenland. Ihr umfassendes, unermüdliches und hochwertiges Engagement für die Kultur- und Heimatpflege sowie für die Vermittlung der Regional- und Orts-geschichte erfährt mit der Verleihung der Heimatmedaille eine angemessene Würdigung.

Neu auf der Homepage: Filme zu herausragenden Restaurierungsmaßnahmen

Denkmalpflege umfasst das Erfassen, Erforschen und Dokumentieren der Bau- und Kunstdenkmale, die Beratung der Eigentümer, das Begleiten von Maßnahmen, das Vermitteln von Fachwissen. Während in der Öffentlichkeit mit Recht die Kulturdenkmale selbst im Mittelpunkt des Interesses stehen, rückt die eigentliche Tätigkeit der Denkmalpflege oft in den Hintergrund. Nicht nur mit Fördergeldern, sondern vor allem mit großer fach-

Restaurator Otto Wölbert vom Landesamt für Denkmalpflege erläutert die Maßnahmen am Ulmer Münster.



licher Kompetenz tragen die Kolleginnen und Kollegen des Landesamts für Denkmalpflege zum Erhalt der Kulturdenkmale bei.

Diese Tätigkeit wird in den neuen Filmen des Fachgebiets Restaurierung ins Blickfeld gerückt. Bereits seit Längerem stehen die Filme über die Sicherung der wertvollen Wandmalereien in der Veitskapelle in Stuttgart-Mühlhausen und über die Restaurierung der historischen Theaterkulissen im Konzerthaus Ravensburg im Netz. Das breite Spektrum der Fachkompetenz wird anhand der neuen Filme deutlich. Sie dokumentieren die neuartige Methode der Laserreinigung an den mittelalterlichen Prophetenfiguren im Ulmer Münsterchor, die Restaurierung der berühmten Stuppacher Madonna im Landesamt für Denkmalpflege und die öffentlichkeitswirksamen Arbeiten an der Jubiläumssäule auf dem Stuttgarter Schlossplatz.

Ein weiteres spannendes Thema zeigt der Film zur Inventarisierung und Restaurierung der umfangreichen Stoffsammlung der ehemaligen Textilfabrik Pausa, der mit Unterstützung der Wüstenrot Stiftung pünktlich zur Eröffnung der Ausstellung „Schönheit im Raum – Die Schätze der Textildruckfirma Pausa“ in Mössingen am 21. Oktober 2015 vorgestellt werden konnte.

Link zu den Filmen: <http://www.denkmalpflege-bw.de/denkmale/filme.html>

Tagungsbericht „Stadt, Schule, Quartier. Bildungsbauten im Umbruch“

Bildungsstandorte gehören aktuell zu den wichtigsten Stellschrauben der Stadtentwicklung, darüber waren sich alle Gäste nach der Internationalen Städtetagung 2015 in Schwäbisch Gmünd vom 7. bis 8. Mai 2015 einig. 120 Stadtplaner, Architekten, Denkmalpfleger und Stadtverantwortliche tagten zum Thema „Stadt, Schule, Quartier. Bildungsbauten im Umbruch“ und hatten Gelegenheit, sich über die Fachgrenzen hinweg auszutauschen. Die Tagung wurde finanziert vom Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg, das auch die Schirmherrschaft

übernahm. Kooperationspartner war das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart. Klar war allen Teilnehmern, dass Schule ein Standortfaktor ist und wieder ins Quartier eingebunden werden soll. Nur wie? Wenn der Platz begrenzt ist, Umbau und Sanierung anstehen? Schulische Leitbilder sich ändern, der Denkmalschutz eine Rolle spielt? Wenn Stadtverwaltung, Denkmalschutz, Schule und Architektur verschiedene Sprachen sprechen? Die Ergebnisse der Tagung werden im Folgenden zusammengefasst.

Noch vor der Planung müsse ein klares pädagogisches Schulprofil vorliegen, betonte Urs Maurer. Darauf basierende mehrstufige und moderierte Verfahren mit pädagogisch-räumlichen Leitbildern führten zu kindgerechten Schulen. Er appellierte daran, dass die emotionale Qualität bei der Entwicklung und Beurteilung von Schulbauten, zum Beispiel der Einsatz „hüllenbildender Materialien“, in den Vordergrund gerückt werden müsse. Sie sei ebenso wichtig wie Raum- und Gebrauchsqualität. Anstelle von „beispielbaren Räumen“ sollen architektonisch „Orte des Rückzugs“ geschaffen werden. Die Phase vor der Planung nannte Raimund Patt die „Phase null“. Sie beginne mit der pädagogischen und bautechnischen Bestandsanalyse. Er stellte fest, dass es dabei hilfreich sei, unterschiedliche Fachsprachen zu übersetzen, wie die „pädagogische Prosa in Raum“. Sinnvoll können dabei Beteiligungsprozesse sein, deren Abläufe Architektin Susanne Hofmann erläuterte. Um die Bedingungen für das Zusammenspiel von pädagogischem Leitbild, Schulbau und Umfeld zu ermitteln, sei erfahrungsgemäß eine direktive Moderation nötig.

Die Denkmalpflege müsse in der Phase null eingebunden werden, darüber waren sich alle Referenten einig. Kerstin Renz ergänzte, dass eine unabhängige Beratung hinsichtlich des kulturell-architektonischen Potenzials eines Schulbaus in dieser Phase ratsam sein könne. Die Bedeutung einer

Empfang zur Tagung „Stadt, Schule, Quartier. Bildungsbauten im Umbruch“ unter anderem mit Oberbürgermeister Dr. Jürgen Zieger, Esslingen am Neckar (Bildmittelgrund), und Oberbürgermeister Richard Arnold, Schwäbisch Gmünd (auf der Treppe, sprechend).



Schule als Ort des öffentlichen Lebens korrespondiere mit dem Respekt, den man ihr im Quartier entgegenbrächte. Julius Mihm hob anhand „neu entdeckter Gmünder Kulturdenkmale“ wie der Rauchbeinschule und dem Staatlichen Aufbaugymnasium von Hans Auras hervor, dass eine frühe Abstimmung zwischen Stadtplanung und Denkmalpflege hilfreich sei – Schulen mit Denkmalwert stärkten die städtische Bildungslandschaft. Jochem Schneider empfahl, Schule müsse im Hinblick auf Alltagsbedürfnisse wandelbar sein, sonst bliebe sie „nur“ Denkmal. Anhand kaiserzeitlicher Schulbauten zeigte Frank Hausmann, dass es für Umbauten besonders geeignete historische Bautypen gibt. Vorliegendes Expertenwissen sei nützlich, das Erarbeiten von Einzellösungen vermeidbar.

Schule ist Heimat und Identifikationsort, sie ist mit ihrem Umfeld verzahnt. Der historische Rückblick zeigte, dass dies nicht immer so war.

Schulen hätten sich in den vergangenen 100 Jahren kontinuierlich und bewusst von städtebaulichen Randbedingungen befreit, so Katharina Herrmann und Tamara Klemm. Allerdings seien erfolgreiche Schulbauten schon in der Vergangenheit gut in Gelände und Stadtplanung integriert worden.

Stadtentwicklungskonzepte sollten der städtischen Bildungskonzeption einen hohen Stellenwert einräumen, betonte auch die Leipziger Stadtplanerin Dorothee Dubrau. Sie können „Leuchttürme der Bildung“ sein trotz schwieriger Quartierslage. Jochem Schneider unterstrich, dass einzelne Bildungsstandorte sich zu Bildungslandschaften vernetzen können. Da die architektonisch-städtebauliche Anordnung gesetzt ist, könnten Freiräume im Umfeld der Schulbauten genutzt werden, Schulprofile zu markieren, stellte er überzeugend dar.

Nina Ehresmann/Julius Mihm

Neuerscheinungen

HUMPIS – Ein Stadtquartier wird Museum

Arbeitsheft 28, hg. v. Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart Stuttgart 2015, 356 S. mit zahlr. Abb. ISBN 978-3-8062-2968-4, 39,90 Euro Bezug über Konrad Theiss Verlag, Darmstadt

Gibt es etwas Spannenderes, als alte Gemäuer zu durchstreifen und in jedem Raum und jedem Winkel Nutzungsspuren und Hinterlassenes früherer Bewohner zu entdecken? Die Zeugnisse längst vergangener Tage regen unsere Fantasie an und ermuntern zum eigenen Forschen. Sie erinnern uns an Kindertage, in denen wir im Dämmerlicht eigener oder fremder Dachböden mit klopfendem

Herzen Schätze aufspüren durften, Schätze mit fremdem Aussehen, mit fremdem Geruch, aber mit dem Gefühl und der Erinnerung, dass fast vergangene Generationen sie einst besessen, geliebt und benutzt haben.

Begeben Sie sich mit diesem Buch auf eine Zeitreise durch die Haus- und Quartiergeschichte Ravensburgs. Im HUMPIS können Sie die ganze Bandbreite des denkmalpflegerischen, historisch-wissenschaftlichen Umgangs mit einem patrizischen Stadtquartier erleben und dessen Entwicklungsgeschichte von seinen frühesten Anfängen bis zu einem der bedeutendsten stadthistorischen Museen Baden-Württembergs nachvollziehen.

Stoffe ohne Ende. Die Sammlungen der ehemaligen Textildruckfirma Pausa in Mössingen

Arbeitsheft 32, gemeinsame Veröffentlichung des Landesamts für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart und der Wüstenrot Stiftung. Stuttgart 2015, 392 S. mit zahlr. Abb. ISBN 978-3-8062-3267-7, 29,90 Euro Bezug über Konrad Theiss Verlag, Darmstadt

Die seit 1918 in Mössingen ansässige ehemalige Textildruckfirma Pausa gehörte lange Zeit zu den weltweit renommiertesten Herstellern von Dekorationsstoffen. Nach Einstellung der Produktion im Jahre 2003 blieben nicht nur die architekturgeschichtlich bedeutenden Firmengebäude aus den 1950er Jahren erhalten, sondern auch ein umfangreiches Archiv mit mehr als 300 000 Stoffmustern, 13 500 grafischen Stoffentwürfen, über 700 Musterbüchern und weiteren Zeugnissen der Firmengeschichte.

In einem mehrjährigen, von der Wüstenrot Stiftung und der Kulturstiftung des Bundes geförderten interdisziplinären Projekt wurden diese Sammlungen wissenschaftlich inventarisiert, konserviert und zum Teil auch restauriert. Damit ist es gelungen, eine der bedeutendsten Sammlungen zur Designgeschichte des 20. Jahrhunderts für die Zukunft zu erhalten. Die vorliegende Publikation stellt die Ergebnisse des Projekts vor, ergänzt um Beiträge zur Firmengeschichte, zu den Produktionsprozessen und zu einigen der wichtigsten Designern der Pausa. Ein Katalog ausgewählter Dessins gibt einen Überblick über die gestalterische Qualität und Vielfalt der Pausa-Stoffe.

Die vom Landesamt für Denkmalpflege erarbeitete Publikation dient gleichzeitig als Begleitband zu einer von der Stadt Mössingen und der Wüstenrot Stiftung ausgerichteten und am 21. Oktober 2015 im ehemaligen Druckereigebäude der Pausa in Mössingen eröffneten Ausstellung.





o. li.: Die Große Landesausstellung „4000 Jahre Pfahlbauten“ findet 2016 in Bad Schussenried und Bad Buchau statt.

o. r.: Eine aufwendige Computeranimation lässt die Besucher gleich zu Beginn der Ausstellung in fremde Pfahlbauwelten eintauchen.

u. li.: Sieben Frauenfiguren mit plastisch modellierten Brüsten zeigt die älteste erhaltene Wandmalerei nördlich der Alpen aus Ludwigshafen.

u. re.: Verkohlter Korb-boden aus Hornstaad-Hörnle (um 3900 v. Chr.).



Heute schon vormerken! Große Landesausstellung 2016: 4000 Jahre Pfahlbauten

16. April bis 9. Oktober 2016
Eine Ausstellung an zwei Orten (mit Shuttle-
verbindung):
Kloster Schussenried, Neues Kloster 1,
88427 Bad Schussenried
Federseemuseum Bad Buchau,
August Gröber Platz, 88422 Bad Buchau
Öffnungszeiten: Di bis So, Feiertage 10–18 Uhr
<http://www.pfahlbauten2016.de>

Eine gemeinsame Ausstellung des Archäologi-
schen Landesmuseums Baden-Württemberg und
des Landesamtes für Denkmalpflege im Regie-
rungspräsidium Stuttgart in Zusammenarbeit mit
dem Federseemuseum Bad Buchau und den Staat-
lichen Schlössern und Gärten Baden-Württem-
berg.

Die Siedlungsplätze der Pfahlbauten sind „unsicht-
bar“, denn die Überreste von Häusern und Alltags-
gegenständen verbergen sich unter Wasser oder
in der feuchten Erde von verlandeten Seen. Seit
2011 gehören 111 Pfahlbaustationen wegen ihrer
Einzigartigkeit und ihrer besonderen Bedeutung
für die frühe Geschichte der Menschheit zum
UNESCO-Welterbe. Die Große Landesausstellung
„4000 Jahre Pfahlbauten“ macht nun sichtbar, was
in der Landschaft nicht erlebbar ist: Im Kloster
Schussenried werden die Pfahlbauten der steinzeit-
lichen Epoche (6000–2200 v. Chr.) präsentiert, im
Federseemuseum Bad Buchau wird die Fortset-
zung in der Bronzezeit (2200–800 v. Chr.) gezeigt
– ein absolutes Highlight für alle Geschichts- und
Archäologiebegeisterte.

Neben sensationellen Ausgrabungsergebnissen
der Landesdenkmalpflege in Oberschwaben und
vom Bodensee sind auch hochkarätige Exponate
internationaler Sammlungen aus Frankreich, Ita-

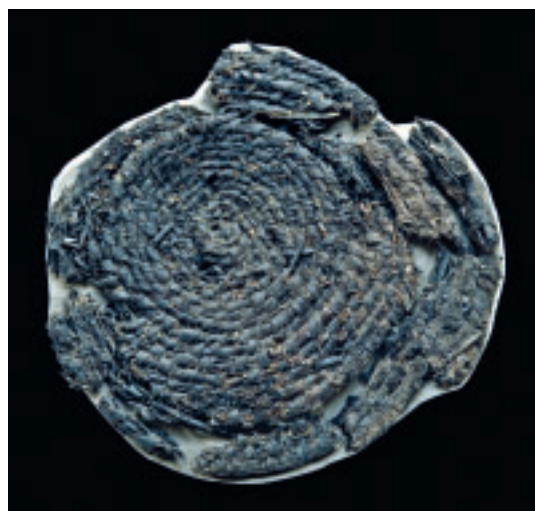


lien, Österreich, der Schweiz und Slowenien ver-
treten. So wird neben den spektakulären neuen
Radfunden vom Olzreuter Ried am Federsee auch
das älteste Rad Mitteleuropas aus Stare Gmajne
(Slowenien) zu sehen sein.

Unter Wasser und in Mooren haben sich Dinge er-
halten, die sonst vergangen sind – zeitgleiche Sied-
lungen auf Mineralböden bieten dagegen nur ein
sehr eingeschränktes Fundspektrum. Nicht nur die
namengebenden Pfahlbau-Häuser, sondern auch
Kleidung aus Rindenbast, Rucksäcke, Fischernetze,
Backschaufeln und sogar Kaugummis aus Birken-
pech sind überliefert. Einen einmaligen Einblick in
Kult und Glauben gewährt das Kulthaus von Lud-
wigshafen mit der ältesten Wandmalerei nördlich
der Alpen, die sieben Frauenfiguren mit plastisch
modellierten Brüsten zeigt.

In der Bronzezeit fanden einschneidende Umwäl-
zungen in Technologie und Wirtschaftsweise statt.
Die Verarbeitung des neuen Materials benötigte
Spezialisten und weitreichende Handelskontakte;
daraus erwuchs neuer Reichtum, der sich in kost-
baren Schmuckensembles äußert, aber auch mit
Schwert und Siedlungsbefestigungen verteidigt
werden musste.

Im Zentrum der Ausstellung stehen die außer-
gewöhnlichen Fundobjekte. Vielfältige Modelle
und zahlreiche Computeranimationen werden die
Besucher in fremde und vergangene Zeiten mit-
nehmen. Im großen Freiluftbereich des Federsee-
museums kann man zudem detailgetreu nachge-
baute Häuser und deren Ausstattung entdecken
oder im Moor den Experten bei Ausgrabungen live
über die Schulter schauen. Museumspädagogi-
sche Aktionen und ein reich bebildeter Begleit-
band runden den Ausstellungsbesuch ab.



Personalia

Im Frühjahr 2015 haben einige bislang befristet
beim Landesamt für Denkmalpflege Beschäftigte
eine Festanstellung bekommen. Seit Heft 2/2015
werden diese Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen
sukzessive vorgestellt.

Barbara Otto M.A.

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.2 – Bau- und Kunstdenkmalpflege/
Denkmalkunde
Alexanderstraße 48, 72072 Tübingen
Tel. 07071/7572437
barbara.otto@rps.bwl.de

Geboren in Neuendettelsau in Bayern, studierte Barbara Otto in Würzburg und Tübingen Klassische Archäologie, Vor- und Frühgeschichte, Neuere Geschichte und Empirische Kulturwissenschaften. 1998 beendete sie ihr Studium mit dem Abschluss Magister Artium. Während dieser Zeit arbeitete sie bereits für die Archäologische Denkmalpflege auf Ausgrabungen im Regierungsbezirk Stuttgart und Tübingen und in der Inventarisierung im Regierungsbezirk Tübingen als wissenschaftliche Hilfskraft.

Von 2002 bis 2004 war sie freiberuflich tätig und erstellte unter anderem die Ausstellungskonzeption für das Volkskundemuseum in Treuchtlingen. Seit 2004 ist Barbara Otto wieder in der baden-württembergischen Denkmalpflege tätig. In der ehemaligen Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamtes war sie in der Inventarisierung der Bau- und Kunstdenkmalpflege für die Erfassung und Eingabe von Daten der Inventarisierung in die Allgemeine Denkmaldatenbank (ADABweb) verantwortlich. Nach ihrem Wechsel zum Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart wurde sie von 2010 an mit der Nachqualifizierung der Denkmallisten im Regierungsbezirk Stuttgart betraut. Von 2013 bis Dezember 2014 arbeitete sie im Projekt ADABweb – Datenmanagement.

Anfang 2015 konnte ihre Stelle entfristet werden. Seitdem unterstützt sie im Referat Denkmalkunde in Tübingen ihre Kolleginnen und Kollegen der Inventarisierung als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Ihr Aufgabenbereich umfasst das Bearbeiten von Anfragen an die Inventarisierung der Bau- und Kunstdenkmalpflege und die fachliche Weiterentwicklung der Datenbank ADABweb. Darüber hinaus führt Frau Otto Schulungen für die Unteren Denkmalschutzbehörden im Umgang mit der Datenbank durch.

Birgit Regner-Kamlah M.A.

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 84.2 – Archäologische Inventarisierung
Moltkestraße 74, 76133 Karlsruhe
Tel. 0721/926-4851
birgit.regner-kamlah@rps.bwl.de

Nach zwei Ausbildungen und dem Abitur auf dem zweiten Bildungsweg begann Birgit Regner-Kamlah in den 1990er Jahren das Studium der Vor- und Frühgeschichte, der Anthropologie und der Kulturanthropologie in Göttingen und Mainz. Über viele Jahre hinweg brachte sie Kindererziehung und Studium erfolgreich unter einen Hut, sodass sie 2006 das Studium mit dem Magister abschließen konnte. Seit ihrer Studienzeit arbeitete Frau Regner-Kamlah auf Ausgrabungen der Archäologischen Denkmalpflege Karlsruhe in Enzberg und Walldorf, später in Stettfeld und auf dem Michaelsberg bei Bruchsal-Untergrombach. Das umfangreiche Thema ihrer Magisterarbeit, die Auswertung der Befunde des jungneolithischen Michelsberger Erdwerkes von Bruchsal-„Aue“, band sie darüber hinaus für anderthalb Jahre in das DFG-Projekt zur „Siedlungsstruktur der Michelsberger Kultur im Kraichgau“ ein und beschäftigt sie bis heute.

Ab 2013 lernte Frau Regner-Kamlah als Sachbearbeiterin bei der Archäologischen Denkmalpflege Karlsruhe die Aufgaben der Inventarisierung der Vor- und Frühgeschichte kennen: Zur genauen Identifizierung jeder einzelnen archäologischen Fundstelle im Land wertet sie bis heute alte und neue Informationsquellen aus, darunter Grabungsdokumentationen, Literatur, Karten, Luftbilder, Lidarscans sowie die Lesefunde und Berichte der ehrenamtlichen Mitarbeiter. Das daraus gewonnene detaillierte Wissen fließt in die elektronische Datenbank ADABweb ein und wird vor allem zur Erstellung der Denkmallisten benötigt. Zum April 2015 wurde Frau Regner-Kamlahs Teilzeitstelle entfristet.

Antje Rotzinger M.A.

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.2 – Bau- und Kunstdenkmalpflege/
Denkmalkunde
Sternwaldstraße 16, 79102 Freiburg im Breisgau
Tel. 0761/2083565
antje.rotzinger@rps.bwl.de

Im Mai 2015 übernahm Antje Rotzinger als Gebietsreferentin der Inventarisierung den Landkreis Konstanz, einschließlich der Stadt Konstanz. Seit Frühjahr 2015 ist sie unbefristet für die Landesdenkmalpflege tätig. Zuvor war Frau Rotzinger zwei Jahre lang mit einem Projekt betraut, das die Nachqualifizierung und Vertiefung der Kenntnisse über die Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung in der Freiburger Altstadt zum Ziel hatte. Außerdem war sie seit 2004 abzüglich einer achtmonatigen Unterbrechung wegen Elternzeit in der Dateneingabe und -pflege der Denkmaldatenbank



*Frau Regner-Kamlah
(oben) und Frau Rotzinger
(unten).*



ADABweb tätig. In dieser Zeit gewann sie großen Einblick in das Aufgabengebiet der Inventarisierung und das Erfassen von Kulturdenkmalen.

Neben ihrer Tätigkeit in der Denkmalpflege arbeitete Frau Rotzinger bis 2013 auch als freie Mitarbeiterin in der Museumspädagogik des Augustinermuseums Freiburg.

Antje Rotzinger studierte an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg Kunstgeschichte, Klassische Archäologie sowie Frühgeschichtliche Archäologie und hielt sich für ein Semester zu Studienzwecken in Florenz auf. 2004 beendet sie ihr Studium mit einer Magisterarbeit zur oberitalienischen Sakralarchitektur der Romanik am Beispiel der Piacentiner Kirche San Savino.

Die jetzige Tätigkeit in der Landesdenkmalpflege umfasst die Überarbeitung von älteren Denkmallisten im Landkreis Konstanz sowie die Bearbeitung von Einzelanfragen zur Kulturdenkmaleigenschaft. Darüber hinaus gehört es zu den Aufgaben von Frau Rotzinger, eine Gruppe von engagierten Bürgern in ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit für die Denkmalpflege im Landkreis Konstanz zu betreuen.

Marion Seibel

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 84.2 – Archäologische Inventarisierung
Moltkestraße 74, 76133 Karlsruhe
Tel. 07 21/9 26-4841
marion.seibel@rps.bwl.de

Seit April 2015 ist Marion Seibel im Dienstsitz Karlsruhe unbefristet und in Teilzeit als Sachbearbeiterin in der archäologischen Inventarisierung beschäftigt.

Noch in der Schulzeit entdeckte Frau Seibel bei Ausgrabungen im römischen Stettfeld ihr Interesse an der Archäologie. Nach dem Abitur 1988 arbeitete sie über das damalige Landesdenkmalamt, Außenstelle Karlsruhe, bei den Ausgrabungen des neolithischen Erdwerks der Michelsberger Kultur in Bruchsal-„Aue“ mit. Im Anschluss an ihre Ausbildung zur Goldschmiedin und Restauratorin durfte Frau Seibel über das Institut für Byzantinische Archäologie und Kunstgeschichte der Universität Heidelberg von 1999 bis 2010 bei den Grabungskampagnen in al Andarin (Syrien) die Kleinfunde zeichnen und aufnehmen.

Seit 2001 ist Frau Seibel in der Archäologischen Inventarisierung in Karlsruhe beschäftigt. Andere Aufgabenfelder führten sie 2008 auf die Stadtkerngrabung Bruchsal „John-Bopp-Straße“ und zur Fundaufbearbeitung des DFG-Projekts „Neuenbürger Erzrevier“.

Zu ihren Aufgaben in der Archäologischen Inventarisierung der Vor- und Frühgeschichte zählen unter anderem die Auswertung von altem Kartenmaterial, Literaturrecherchen sowie die Einarbeitung von neuen Luftbildern, Lidarscans, Grabungsunterlagen oder Lesefunden von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in die Ortsakten. Das daraus gewonnene Wissen fließt in die Allgemeine Denkmaldatenbank ADABweb ein und wird zur Erstellung der Denkmallisten benötigt.

Nachruf Jörg Biel

Am 18. Juli 2015 verstarb Dr. Jörg Biel kurz vor Vollendung seines 72. Lebensjahrs in seinem Haus in Grafenberg, Kreis Reutlingen.

Biel studierte ab 1963 Vor- und Frühgeschichte an der Universität Tübingen und wurde dort 1972 bei Prof. Dr. Wolfgang Kimmig promoviert. Schon seine Dissertation „Vorgeschichtliche Höhenbefestigungen in Südwürttemberg-Hohenzollern“ zeichnete Biel als Archäologen aus, der Grundlagen schafft: Die Vorlage und Auswertung des umfangreichen Fundmaterials von annähernd 90 neolithischen, bronze- und eisenzeitlichen Höhenbefestigungen bildet bis heute die wichtigste Basis für siedlungs- und landschaftsarchäologische Untersuchungen im Bereich der Schwäbischen Alb. Seine berufliche Karriere begann Jörg Biel gleich nach dem Studium im Sommer 1972 mit einer Erstanstellung als>Listenerfasser beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Stuttgart. 1973 wechselte er dann, seinem Naturell entsprechend, in die operative Archäologie, um sich als Gebietsreferent und ab 1979 als Konservator den Verfahren und Grabungen im Regierungsbezirk Stuttgart zu widmen. 1986 avancierte er zum Leiter des Referats 21, Archäologische Denkmalpflege im Regierungsbezirk Stuttgart.

Seit der von Wolfgang Kimmig und den Ausgrabungen auf der Heuneburg geprägten Studienzeit galt Biels archäologische Leidenschaft ganz besonders der älteren Eisenzeit. Damit war er für das wahrscheinlich entscheidendste Ereignis seines Lebens, nämlich die Entdeckung und Ausgrabung des hallstattzeitlichen Fürstengrabs von Eberdingen-Hochdorf in den Jahren 1977/1978, sehr gut gewappnet. Die Entdeckung von Hochdorf veränderte nicht nur das Leben Jörg Biels, sondern die gesamte Landesarchäologie Baden-Württembergs, und darüber hinaus ganz Deutschlands. Bis zu seinem Tode verfolgte Jörg Biel mit enormem Fleiß und bewundernswerter Disziplin die Gesamtvorlage dieses Jahrhundertfundes.

Biel war aber kein einseitiger Spezialist für die Hallstattzeit. So leitete er zahlreiche Ausgrabungen neolithischer Siedlungen, die zum Teil zu sehr be-



deutenden wissenschaftlichen Erkenntnissen führten, etwa der Erdwerke der Michelsberger Kultur im Kreis Heilbronn oder des bandkeramischen Massengrabes von Talheim. Erinnert werden muss auch an die von ihm initiierten Ausgrabungen der jüngerlatènezeitlichen Viereckschanzen von Nordheim, deren Ergebnisse die bis dahin geltende Lehrmeinung zur Funktion dieser spätkeltischen Anlagen dauerhaft aus den Angeln hoben. Auch im Römischen gelangen ihm einmalige Entdeckungen, so im Vicus von Güglingen mit der Ausgrabung von zwei exzeptionell gut erhaltenen Mithräen.

Trotz Hochdorf und seinen anderen, zum Teil ebenfalls sensationellen Entdeckungen, verlor Biel niemals die ihm eigene sehr ausgeprägte Bodenhaftung. Auch nachdem er 1994, in Nachfolge Dieter Plancks, Abteilungsleiter Archäologie und damit Landesarchäologe geworden war, betreute er den Kreis Heilbronn als Gebietsreferent. Dadurch blieb er einerseits dicht am konservatorischen Alltagsgeschäft, andererseits konnte er hier, gleichsam auf ureigenem Terrain Pilotprojekte starten, die als Modell für das ganze Land dienten. Hier sei an seine Verdienste um die Luftbildarchäologie oder auch um die systematische, EDV-gestützte Erfassung sämtlicher archäologischer Denkmale und Verdachtsfälle in der Fläche erinnert.

Seine große Leidenschaft und besondere wissenschaftliche Neugier galt den frühkeltischen Fürstentumern. Nachdem sich in den späten 1990er Jahren an der Heuneburg (durch Hartmann Reim und Siegfried Kurz) und am Mont Lassois (durch Bruno Chaume und Walter Reinhard) die wirklichen Dimensionen dieser frühkeltischen Machtzentren abzeichneten, erkannte er mit sicherem Instinkt, welches Forschungspotenzial hier schlummerte.

Gemeinsam mit Alfred Haffner, Susanne Sievers und dem Unterzeichner bereitete Jörg Biel seit 2001 ein Schwerpunktprogramm zur Erforschung der späthallstatt-/frühlatènezeitlichen Zentralisierungsprozesse zwischen Burgund und Bayern vor, das 2003 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft eingerichtet wurde. In diesem Schwerpunktprogramm, das Biel auch als stellvertretender Sprecher gemeinsam mit dem Unterzeichner koordinierte, leitete er unter anderem die Ausgrabungen an der Heuneburg. Auch hier gelangen ihm wiederum zum Teil sensationelle Entdeckungen, etwa eines hallstattzeitlichen Steinkammertores oder einer dendrochronologisch datierten Holzbrücke der Vorbürg. Alle diese Aufgaben nahm er neben seinem Kerngeschäft als Landesarchäologe wahr.

Einen von ihm als nachteilig empfundenen Einschnitt stellten 2005 die Zerschlagung des Landesdenkmalamts und die Zersplitterung der Archäo-

logischen Denkmalpflege auf die vier Regierungspräsidien im Rahmen der Verwaltungsstrukturreform dar. Er behielt zwar seinen Status als Landesarchäologe, mit der Auflösung der Abteilung Archäologie wurde diese Position aber entscheidend geschwächt. Bis zu seiner Pensionierung 2008 leitete er das Referat 114 „Grundsatz und zentrale Fachdienste“ mit der Restaurierungswerkstatt und den Naturwissenschaften im Regierungspräsidium Stuttgart/Landesamt für Denkmalpflege.

Nach seiner Pensionierung 2008 konnte sich Biel mit ganzer Kraft der Forschung widmen. Dabei profitierte er von seinen ausgezeichneten internationalen Kontakten, insbesondere nach Frankreich, Spanien und Großbritannien. So unterstützte er das internationale Forschungsvorhaben am Mont Lassois als Mitglied des wissenschaftlichen Beirats. Sein Hauptinteresse galt jedoch in den letzten Jahren der Fertigstellung seines Lebenswerkes: Im Rahmen eines von Erwin Keefer beantragten DFG-Projekts zur „Sitzbank“ alias Bronzekline aus dem Hochdorfer Fürstengrab konnte Biel diesen letzten unpublizierten Fund aus der Grabkammer mit einem internationalen Team eingehend erforschen. Der Band ist inzwischen fast abgeschlossen. Noch vollständig beenden konnte Jörg Biel die Vorlage und Interpretation der von ihm ausgegrabenen frühlatènezeitlichen Siedlung von Hochdorf „Reps“. Der Band ist inzwischen fertig gesetzt und wird voraussichtlich noch 2015 erscheinen. Noch einen Tag vor seinem Tod hat er die Korrekturarbeiten an diesem Werk abgeschlossen. Nicht mehr vergönnt war ihm die Bearbeitung und Publikation des Hochdorfer Grabhügelbefundes, des einzigen noch verbliebenen unpublizierten Elements von Biels wissenschaftlichem Hauptwerk, des frühkeltischen Grab- und Siedlungskomplexes von Hochdorf. In den letzten Wochen seines Lebens erarbeite Jörg Biel jedoch gemeinsam mit dem Unterzeichner einen inzwischen eingereichten Antrag auf Drittmittelförderung dieses Forschungsdesiderats, sodass er diesen finalen Band des Hochdorf-Projekts zumindest noch auf den Weg bringen konnte.

Mit Jörg Biel verliert die Denkmalpflege einen hochrenommierten Wissenschaftler, der die Entwicklung der baden-württembergischen Landesarchäologie in den letzten vier Jahrzehnten maßgeblich geprägt hat. Er besaß eine kantige, unangepasste Persönlichkeit, die sich mit wenigen Worten auf den Punkt auszudrücken verstand und ebenso effizient und erfolgreich bei der Umsetzung in die Tat war. Das heutige Renommee der Archäologischen Denkmalpflege in Baden-Württemberg basiert zu einem guten Teil auf dem Wirken und Handeln Jörg Biels.

Dirk Krausse





Nachruf Rolf Dehn

Am 24. April dieses Jahres verstarb überraschend der Archäologe Rolf Dehn, langjähriger Konservator für Archäologische Denkmalpflege im Regierungsbezirk Freiburg. Er kam aus einer bekannten Archäologenfamilie in Marburg, was seinen ganzen Lebensweg entscheidend geprägt hat. Nach einem Studium in Marburg, Kiel und Freiburg wurde er bei Edward Sangmeister in Freiburg mit einer Arbeit über die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg promoviert. Sein erstes berufliches Tätigkeitsfeld fand er in der Hegaustadt Singen, wo er als Kreisarchäologe für die Landkreise Konstanz und Stockach fungierte, aber auch für die große archäologische Sammlung im städtischen Hegaumuseum zuständig war. Sein besonderes Augenmerk galt in dieser Zeit dem Schutz der reichen Grabhügellandschaft auf dem „Bodanrück“, aber auch einer möglichst vollständigen Erfassung der bisher bekannten Fundstellen in diesem Raum als Voraussetzung alles denkmalpflegerischen Handelns.

1971 wechselte er ins Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg. Dort war sein Fachwissen über die prähistorischen Perioden eine wichtige Ergänzung des schon vorhandenen Potenzials für Römische Zeit und Frühes Mittelalter. Von seiner Zeit als Kreisarchäologe her war ihm bewusst, welche Bedeutung einem vollständigen Überblick über alles bisher Bekannte zukam. Möglichst flächendeckende Quellensicherung war daher für ihn immer ein wichtiges Anliegen, auch wenn dies, nicht nur wegen der Personalsituation der Ämter, immer an Grenzen stößt. Gute Schulung der ehrenamtlichen Mitarbeiter durch eingehende Gespräche, Teilnahme an Grabungen und Fortbildungsveranstaltungen hatten deshalb für ihn einen besonderen Stellenwert. Gleichzeitig verfolgte er grundsätzliche Fragen, beispielsweise zusammen mit dem früh verstorbenen Wolfgang Struck, nach den Besiedlungsvorgängen am „Kaiserstuhl“ zwischen Neolithikum und Spätlatènezeit. Durch Grabungen in Siedlungen (Breisach, Riegel) und auf Bestattungsplätzen (Jechtingen, Königschaffhausen) gelangen ihm wichtige Aufschlüsse zu diesem vulkanischen Bergland im Rheintal und seinen Randgebieten. Sein Hauptinteresse galt darüber hinaus der Bronze- und Hallstattzeit. Dabei glückten ihm zwei außerordentliche Entdeckungen: in Kappel am Rhein ein frühes keltisches Fürstengrab, in Ihringen am Kaiserstuhl ein Grab gleichen Ranges mit einer achämenidischen Glasschale, der bisher einzigen in Mitteleuropa. Hervorzuheben sind auch seine Bemühungen, in verschiedenen spätkeltischen Oppida den Bestand zu sichern und gegen das dort überhandnehmende Raubgräberunwesen vorzugehen (Altenburg am Hochrhein, „Kegelriss“ bei Ehren-

stetten und „Tarodunum“ bei Kirchzarten, beide im Breisgau). Wie eine Belohnung erscheint es fast, dass ihm gegen Ende seiner aktiven Zeit noch die Entdeckung eines numismatisch besonders wertvollen Schatzfundes keltischer Goldmünzen gelang (Riegel am Kaiserstuhl).

Über den Regierungsbezirk hinaus übernahm Dehn in Baden-Württemberg Verantwortung für das Luftbildarchiv. Auch außerhalb des Bundeslandes war seine fachliche Kompetenz gefragt. Viele Jahre lang war er an den Restauratorenprüfungen im Römisch-Germanischen-Zentralmuseum Mainz beteiligt, die dort für die ganze Bundesrepublik durchgeführt wurden. Schließlich trug er durch Mitarbeit an zahlreichen Sonderausstellungen in Freiburg wesentlich zur Wiedereröffnung des dortigen Archäologischen Museums bei.

Mit Rolf Dehn verlieren wir einen engagierten Denkmalpfleger, dessen Entscheidungen immer von weiterreichenden wissenschaftlichen Überlegungen und Zielsetzungen abhingen. Stets suchte er deshalb im Amt wie am Universitätsinstitut den fachlichen Dialog, der ja für die eigene Standortbestimmung so wichtig ist.

Ein Journalist im Hegau hat ihn einmal „eine historische Spürnase“ genannt. Es wäre ganz in seinem Sinne, ihn so in Erinnerung zu behalten.

Gerhard Fingerlin

Nachruf Mostefa Kokabi

Am 24. Februar 2015 verstarb in Grosseto/Italien der langjährige Leiter der archäozoologischen Arbeitsstelle am Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Prof. Dr. Mostefa Kokabi, im Alter von 69 Jahren.

Geboren in der am Kaspischen Meer gelegenen Stadt Rasht begann er nach der Hochschulreife am dortigen Gymnasium ein Auslandsstudium in Europa. Es führte ihn 1966 nach Deutschland, wo er an der Universität Gießen den Studiengang Agrarwissenschaften 1974 mit dem Diplom des Agraringenieurs erfolgreich abschloss.

Während seines anschließenden Iranaufenthalts konnte er durch familiäre Kontakte mehrere internationale archäologische Grabungen im Land besuchen und kam dabei erstmals mit osteologischen Fragestellungen in Berührung. Sein Interesse an der Zoologie im Umfeld archäologischer Forschung war geweckt – es sollte für seinen weiteren Lebensweg entscheidend werden. Zurück in Deutschland war er 1975 an der Universität München beim Institut für Paläoanatomie, Domestikationsforschung und Geschichte der Tiermedizin tätig. Die „akademischen Lehr- und Wanderjahre“ führten ihn unter anderem nach Syrien, in den Iran und die Türkei, nach Ägypten ebenso wie nach Spanien. Dabei war

er bei zahlreichen Grabungen des Deutschen Archäologischen Instituts als Osteologe beteiligt. Parallel hierzu verfasste er bis 1980 seine Dissertation am Institut für Anatomie, Physiologie und Hygiene der Haustiere der Universität Bonn zum Thema „Viehhaltung und Jagd im römerzeitlichen Rottweil/Baden-Württemberg, Ergebnis einer paläoanatomischen Untersuchung“. Die Arbeit verband Osteologie und Archäologie geradezu exemplarisch. Grabungsleiter in Rottweil war der spätere Präsident des Landesdenkmalamts, Dieter Planck. Herr Kokabi erhielt daraufhin das Angebot, beim damaligen Landesdenkmalamt Baden-Württemberg als erster Tierknochenspezialist überhaupt dauerhaft tätig zu werden.

Die Herausforderung bestand darin, eine auf die Bedürfnisse der Denkmalpflege zugeschnittene, forschungsorientierte archäozoologische Arbeitsstelle mit Vergleichssammlung aufzubauen. Dank seiner Zielstrebigkeit und dem ihm eigenen konsequenten Handeln gelang Herrn Kokabi der Aufbau einer akribisch zusammengestellt, wissenschaftlichen Skelettsammlung für Säugetiere und Vögel, die er mit großem Engagement, profunder Sachkenntnis und viel Übersicht betreute. Insgesamt sind damals von ihm über 2000 Skelette von 340 Arten inventarisiert worden – es ist auch heute noch eine der größten Kollektionen dieser Art im deutschsprachigen Raum.

Nach Stationen beim Denkmalamt im Stuttgarter Stiftsfruchtkasten, im Tübinger Fünfeckturm und in der Tübinger Arbeitsstelle der Mittelalterarchäologie kam Herr Kokabi mit der Osteologie 1988 in die Arbeitsstelle Hemmenhofen. Grund dieses erneuten Umzugs war seine Mitarbeit im DFG-Schwerpunktprogramm zu „Siedlungsarchäologischen Untersuchungen im Alpenvorland“. Das Projekt unter Leitung von Helmut Schlichtherle war dazu angetreten, die Pfahlbauforschung in Süddeutschland voranzubringen.

Nach den Hemmenhofener Jahren gelang es Herrn Kokabi mit einigem Geschick, der Osteologie in Konstanz ein eigenes Haus zu sichern. Zunächst residierte die osteologische Arbeitsstelle in einer alten Villa in der Mainaustraße, später in einem schön gelegenen und großzügig dimensionierten Bau in Strohmeyersdorf.

Hier konnten die heute meist als selbstverständlich geltenden Kommunikations- und Teambedingungen interdisziplinärer Forschung im Bereich der Siedlungsarchäologie geschaffen werden. Aus dieser fruchtbaren Zusammenarbeit von Anthropologen, Archäobotanikern und anderen Naturwissenschaftlern mit den Archäologen vor Ort gingen zahlreiche Publikationen hervor. 1988 erfolgte Herrn Kokabis Festanstellung als Zooarchäologe im naturwissenschaftlichen Arbeitsbereich des Landesdenkmalamtes. Damit wurde er zuständig für

alle archäologisch relevanten Tierknochenfunde aus Grabungen der baden-württembergischen Landesarchäologie.

Mit seinem Arbeitskollegen, dem Anthropologen Joachim Wahl, entwickelte sich damals eine Zeit der gemeinsamen Forschung und Publikation wie auch alsbald der Lehre. Von besonderer Bedeutung war das von beiden 1988 konzipierte gemeinsame Inventarisationsystem des osteologischen Archivs, in das alle einschlägigen Tier- und Menschenknochenfunde eingepflegt werden. Dies ging einher mit dem systematischen Aufbau des anthropologischen und zoo-osteologischen Fundarchivs des Landesdenkmalamtes in Rottweil am Neckar. Mit dem Umzug des Gesamtarchivs in das Zentrale Fundarchiv des ALM in Rastatt wurde die Arbeit dort weitergeführt.

Seit 1991 nahm Herr Kokabi einen Lehrauftrag in Bonn am dortigen Institut für Vor- und Frühgeschichte wahr, im Juli 1994 wurde er auf Empfehlung der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn zum Honorarprofessor ernannt.

1994 war Herr Kokabi Initiator, Mitbegründer und erster Vorsitzender der interdisziplinären und international angelegten „Gesellschaft für Archäozoologie und Prähistorische Anthropologie e.V.“. Die Krönung seiner ehrenamtlichen Tätigkeit im Interesse einer weltweiten Koordination der Osteologie stellte sein Engagement für den 7. Weltkongress des renommierten „International Council for Archaeozoology“ dar, den er nach Konstanz und damit erstmals überhaupt nach Deutschland holte.

Seine profunden Beiträge und Forschungsberichte in zahlreichen Abhandlungen, nicht zuletzt in den Reihen des Landesdenkmalamtes zeugen von seiner überragenden Fach- und Materialkenntnis. Erinnert sei hier nur an die innerhalb der Reihe „Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg“ erschienenen Schriften zu Rottweil (Bd. 13, 1982; Bd. 28, 1988), Welzheim (Bd. 14, 1983), Stettfeld (Bd. 29, 1988) oder zur Archäologie und Prähistorischen Anthropologie (Bd. 53, 1994), seine Untersuchungen in den Materialheften oder in den Hemmenhofener Beiträgen usw.

Herr Kokabi war ein Mensch, der nie stehen blieb, stets weiter dachte, plante, Szenarien entwarf. Er war dabei, entscheidende Weichen für seine wissenschaftliche Zukunft zu stellen, als ihn im Jahr 1997 eine schwere Erkrankung zwang, aus dem aktiven Berufsleben auszuschneiden.

Danach verbrachte er seine Zeit überwiegend in der südlichen Toskana, wo er sich dem Wein- und Olivenanbau verschrieb. Dort ist er 2015 nach kurzer Krankheit verstorben.

Seine letzte Ruhestätte fand Herr Kokabi am Rande des Bodensees bei Heiligenberg. Erwin Keefer, Landesmuseum Württemberg





Nachruf Jürgen Michler

Am 19. März diesen Jahres verstarb Oberkonservator i. R. Dr. Jürgen Michler im 79. Lebensjahr. 1936 in Berlin geboren, wuchs er in Wilhelmshorst bei Potsdam und ab 1949 in Hannover auf, wo er 1955 die Reifeprüfung ablegte. Seine Studienzeit führte ihn zunächst an die Staatliche Hochschule für bildende Künste in Hamburg. Dort studierte er Kunsterziehung und Geschichte und schloss dieses Studium 1959 mit dem künstlerischen Staatsexamen ab. Parallel dazu hatte er an der Universität Hamburg mit großem Interesse Vorlesungen zur Kunstgeschichte gehört, sodass er schließlich die Laufbahn eines Kunstlehrers nicht weiterverfolgte, sondern ab dem Wintersemester 1959/60 an den Universitäten Bonn, Hamburg und Göttingen Kunstgeschichte, Archäologie sowie Mittlere und Neuere Geschichte studierte.

Bereits das Thema seiner 1967 veröffentlichten Dissertation „Gotische Backsteinhallenkirchen um Lüneburg St. Johannis. Eine Bautengruppe im nordöstlichen Niedersachsen“ verweist auf das Forschungsinteresse von Herrn Michler an der gotischen Kunst und Architektur, das ihn fortan nicht mehr loslassen sollte.

Im April 1967 begann Jürgen Michler seine Tätigkeit als Bezirksdenkmalpfleger im Hessischen Landesamt, Außenstelle Marburg, zunächst als wissenschaftlicher Mitarbeiter, seit 1970 als Konservator und dann ab 1977 als Oberkonservator. In seiner Marburger Zeit als Denkmalpfleger veröffentlichte er zahlreiche Aufsätze zur mittelalterlichen Baukunst in den dortigen Regionen. Genannt seien: „Mittelalterliche Chortürme im Landkreis Hünfeld“ (1971), „Die Walpurgiskirche zu Alsfeld“

(1972), „Studien zur Marburger Schloßkapelle“ (1974), „Die Elisabethkirche zu Marburg als Schöpfungsbau der deutschen Gotik“ (1977) und „Zur Farbfassung der Marburger Schloßkapelle. Raumfarbigkeit als Quelle zur Geschichte von Kunst und Denkmalpflege“ (1978).

Zum Juli 1979 wechselte Herr Michler zum Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen. Dort war er bis zu seinem Ruhestand im Juli 1999 mit großem konservatorischen Erfolg als Gebietsreferent der Bau- und Kunstdenkmalpflege tätig, unter anderem in dem von ihm hochgeschätzten Bodenseekreis. Auch hier mündete sein Interesse an der Gotik in Publikationen zur Kunst und Architektur der Region. Hierzu zählen Kunstführer wie die „Kirchen und Kapellen in Meersburg am Bodensee“ oder „Die Kapelle St. Ulrich in Elmenau und ihre Wandmalereien“ (beide 1988), aber auch bedeutende Standardwerke wie die „Gotische Wandmalerei am Bodensee“ (1992).

Die Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamtes befand sich während der baden-württembergischen Dienstzeit von Herrn Michler in Bebenhausen. So verwundert es nicht, dass er sich auch mit dem dortigen Zisterzienserkloster wissenschaftlich auseinandersetzte. Im Nachrichtenblatt erschien hierzu zwischen 1997 und 1999 drei wichtige Beiträge: „Bebenhausen, 1335: Das monumentale Prachtfenster im Chor der Klosterkirche“, „Bebenhausen, 1407–1409: Der Glockenturm der Klosterkirche“ und „Bebenhausen, 1874/75: ‚Restauration‘ des Sommerrefektoriums“. Die Landesdenkmalpflege wird dem Kunsthistoriker und Denkmalpfleger Jürgen Michler ein ehrendes Andenken bewahren.

Michael Goer

Abbildungsnachweis

U1, U2ol RPS-LAD, Iris Geiger-Messner; S189 RPS-LAD; S190ol RPS-LAD, Iris Geiger-Messner; S190ul Stadtarchiv Ulm; S190ur Aufnahme aus Münsterblätter, Heft 6/1889; S191or Münsterbauhütte Ulm; S191ul Münsterbauhütte Ulm, Janine Butenuth M.A.; S191ur, S192o, S195o RPS-LAD, Otto Wölbert; S192u, S194o, S196u A. + F. Gleubner; S193 RPS-LAD; S194u, S195u K. Fiedler; S196o Archiv Münsterbauamt Ulm; S197 Emanuel Walter; S198 aus: Georgius Agricola, De re metallica libri XII, S. 365; S199 Gewerbemuseum Schwäbisch Gmünd; S200–202 RPS-LAD; S203o, S204o, S207–208 Yvonne Wiegand (ABK Stuttgart); S203u RPS-LAD, O. Braasch, Landshut; S204u Museumslandschaft Hessen Kassel, Deutsches Tapetenmuseum (Neg.-Nr. TM10103, Inv.-Nr. TM1036); S205 mit freundlicher Genehmigung des Kulturkreises Höxter-Convey gGmbH; S206o Karsten Mosebach, Hilter (Foto Nr. 6752), freundlich genehmigt von J. Kellermann v. Schele; S206u Thomas Dollmann, Kirchberg a.d.Jagst; S209o, S211, S213o RPS-LAD, Bernd Hausner; S209u Amt für Baurecht und Denkmalschutz Stadt Heidelberg; S210o, S212r, S214 RPS-LAD, Melanie Mertens; S210u Stadtarchiv Heidelberg; S212l RPS-LAD, Karl Fisch; S213u Reproduktion aus Richard Knötel; S215 RPS-LAD, Michael Hascher; S216–218 Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg (LUBW); S219 Claudia Wieland, Wertheim; S220o, S222o, S223, S225 RPS-LAD, I. Kretschmer; S220u

LGL / RPS-LAD; S221ol Kurt Bittel, Siegwalt Schiek und Dieter Müller: Die keltischen Viereckschanzen. Atlas Arch. Geländedenkmäler Baden-Württemberg 1, Stuttgart 1990, Anlage Nr. 21; S221or Günther Wieland (Hrsg.), Keltische Viereckschanzen. Einem Rätsel auf der Spur, Stuttgart 1999, Abb. 11; S221u, S222u, S224 Stadt Esslingen a. N., Grünflächenamt, I. Hanak; S226o, S231 Städt. Museum Ludwigsburg: Grafikslg., Inv.-Nr. 905; S226u HStA Stuttgart: N200, P 53; S227o Städt. Museum Ludwigsburg: Grafikslg., Inv.-Nr. 908; S227u RPS-LAD: Archiv Arch. Stadtkataster, Lauffen (Foto: J. Kühner); S228o StA Würzburg: Domkapitel Würzburg Urk 1003 Dez 25; S228u Landesmuseum Württemberg, Stuttgart: Inv.-Nr. 1995 D; S229o RPS-LAD: Archiv Arch. Stadtkataster, Lauffen (Foto: A. Schneider); S230o HStA Stuttgart: A 284/51, Bü 113, Qu. 2; S232–235 Gotthilf Sachsenheimer; S236o, S240ul MPA Universität Stuttgart; S236u Kartierung: Karl Fiedler, Waldstetten-Wissgoldingen; Dokumentationsgrundlage: RPS-LAD, Felix Pilz; S237ol, S237u, S238, S240ur, S241 Karl Fiedler, Waldstetten-Wissgoldingen; S237or Fraunhofer IRB Verlag, Stuttgart; S239o Markus Krüger, TTI GmbH-TGU Smartmote, Stuttgart; S239u Stefanie Scheerer, Biophil, Stuttgart; S240o Quelle: Dieter Frey, Schnitt Kapellen: RPS-LAD; S242–246 Ministerium für Finanzen und Wirtschaft, Martin Lorenz; S247o, S247u RPS-LAD, Irene Plein; S247m

RPS-LAD, Martin Hahn; S248 Stadt Eppingen, Konrad Plank; S249–250o RPS-LAD, Marion Friemelt; S250m–251ul RPS-LAD; S251ur S. Bauer / J. Härter; S252o, S253u, S254ul, S255o RPS-LAD, Melanie Mertens; S252u LGL; S253o, S254o, S254ur, S255m, S255u RPS-LAD, Bernd Hausner; S256–257 RPS-LAD, Ernst Rümmele; S258o Martin Strotz; S258u Archiv des Fürsten von Quadt zu Wykradt und Isny (FQAI. C. K1) mit Eintragungen von Martin Strotz; S259 Kartengrundlage RPS-LAD und LGL mit Eintragungen von Martin Strotz; S260 RPS-LAD, Martina Goerlich; S261ol, S261u, S262o RPS-LAD, Bernd Hausner; S261or Jürgen Schulz-Lorch, Sigmaringen; S262u Martin Maier, Wahlwies am Bodensee, im Auftrag von Holzbau Schmäh, Meersburg; S263 Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg; S264o SOHL-Media; S264u Stadtverwaltung Schwäbisch Gmünd; S265 WBG Darmstadt; S266ol RPS-LAD / ALM; S266or Foto/Ausstellungsgestaltung: zwo-elf, Karlsruhe; S266ul RPS-LAD, M. Erne; S266ur ALM, Manuela Schreiner; S267 RPS-LAD; S268 RPS-LAD, Bernd Hausner; S269 RPS-LAD; S270 Frau Grimmer-Dehn; S271–272 privat.

RPS-LAD = Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz; LGL = Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg.



- ① *Ulm, 125-jähriges Jubiläum der Münstervollendung, S. 190ff.*
- ② *Königsbronn, Epitaphien im Kloster, S. 197ff.*
- ③ *Kirchberg an der Jagst, Papiertapete, S. 203ff.*
- ④ *Heidelberg, Großdeutschlandkaserne, S. 209ff.*
- ⑤ *Esslingen, Rückepferde bei keltischer Viereckschanze, S. 220ff.*
- ⑥ *Lauffen am Neckar, „Kirchhof“, S. 226ff.*
- ⑦ *Eppingen-Kleingartach, Restaurierung der Grenzsteine, S. 232ff.*
- ⑧ *Schwäbisch Gmünd, Steinfestiger für Felsenkapellen St. Salvator, S. 236ff.*
- ⑨ *Denkmalreise, S. 242ff.*
Warthausen, Wangen, Baiersbronn-Obertal, Donaueschingen, Hirsau, Creglingen-Finsterlohr, Langenenslingen, Pforzheim, Neuenburg am Rhein.
- ⑩ *Bruchsal, Gewerbliches Bildungszentrum, S. 252ff.*
- ⑪ *Rottenburg, älteste Glockengussgrube Baden-Württembergs in der Sülchenkirche, S. 256f.*
- ⑫ *Haubach und Rimpach, Letze, S. 258f.*

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt zurück, rufen Sie uns an oder senden Sie uns eine E-Mail. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte freimachen.
Danke.

An das
Landesamt für Denkmalpflege
Öffentlichkeitsarbeit
Postfach 102311

70019 Stuttgart

Die Landesdenkmalpflege

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 1958. **Bestellmöglichkeiten für die Zeitschrift s. unten im grauen Kasten.**

**Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart**
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444
E-Mail:
nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de

Dienstszitz Freiburg
Sternwaldstraße 14
Günterstalstraße 67
79102 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Dienstszitz Karlsruhe
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 40 225

Dienstszitz Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77- 0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 110

Dienstszitz Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

**Ministerium für Finanzen und
Wirtschaft Baden-Württemberg
Oberste Denkmalschutzbehörde**
Neues Schloss
Schlossplatz 4
70173 Stuttgart
Telefon 0711 / 1 23 - 23 49
Telefax 0711 / 1 23 - 24 74
E-Mail: Poststelle@mfw.bwl.de

Dienstszitz Tübingen
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 24 31

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift

Bestellung und Adressänderungen

- Tel. 07156 / 16591-335
- nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de
- nebenstehende Postkarte
- www.denkmalpflege-bw.de

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.